HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

26266.29

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

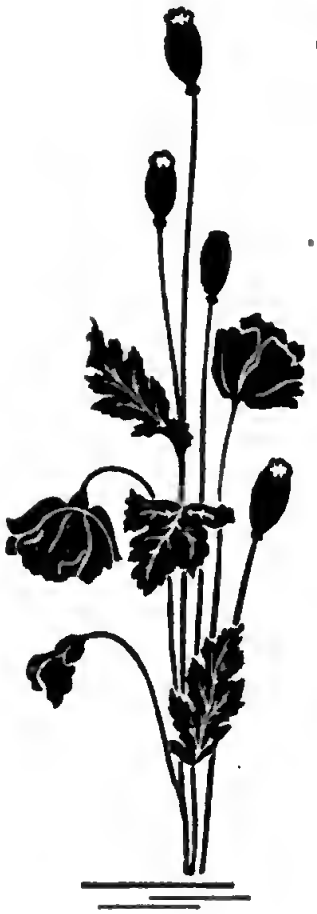
This fund is $28,000, and of its income one quarter shall be spent for books and three quarters be used for the general purposes of the Library. — *Vote of the President and Fellows May 28, 1892.*

Anton Schacherl.

28-882

Sagen und Volksgstanzel

aus dem Böhmerwalde.



41 Sagen; o o o o o o o
Bäume, Sträucher und o
Blumen in Sage und o
Dichtung der Böhmer-
wäldler; o o o o o o o
540 Volksgstanzel. o o o

Budweis 1901.
Im Selbstverlage des Verfassers **Anton Schacherl**, Schriftleiter der „Agrarischen Presse".
Druck der Buch- und Kunstdruckerei E. Tilp. Prachatitz. (Techn. Leiter Jos. Watzl.)

26266.21

HARVARD COLLEGE
DEC 6 1905
LIBRARY.

Lorant Fund

Digitized by Google

Vorwort.

Mit jedem alten Dorfmütterlein wird auch ein Stück ehrwürdiger Ueberlieferung aus der Volksphantasie zu Grabe getragen. Es fällt mir nicht ein, alten Aberglauben festzuhalten, aber in den Anschauungsweisen, in seinen Sitten und Bräuchen, in seinen Sagen, spiegelt sich ja das Volk wieder, ja sie sind das Volksleben selber. Sinnvolle Bräuche, die Volkspoesie, werden zu Grabe getragen und auf deren Grabhügel eintönige Phrasen des Alltagslebens gepflanzt.

Meine Arbeit ist: Alle Sagen, Volksbräuche, Volkslieder u. s. w. aus dem Böhmerwalde, die nur aufzutreiben sind, zu sammeln, und sie in unveränderter Form der Nachwelt zu überliefern. Mag so mancher über alte Volksbräuche und Sagen ein spöttisches Lächeln haben — nein, das verdienen unsere Voreltern nicht, daſs wir sie auslachen, sie hatten eine von ihrem Glauben aus regere Phantasie als so mancher neumodische Pflastertreter. Ueberall in allen deutschen Gauen ist man mit Sammlung von Sagen und Volksliedern, Volksbräuchen u. s. w. bereits vorangegangen, nur der Böhmerwald war hierin zurückgeblieben. Ich leihe meine Feder dieser Volksarbeit und schreite in dieser Hinsicht im Böhmerwalde, fast könnte ich sagen, bahnbrechend voran, um von dem Volksthümlichen, Sagen u. s. w. für spätere Geschlechter noch zu retten, was noch zu retten ist. Mein erstes Buch wurde überall mit lebhafter Begeisterung aufgenommen. Ich schritt auf dem betretenen Pfade fort, und gib dieses Sammelwerk der Oeffentlichkeit über, um, wenn ich nicht mehr dazukommen sollte, was ich beabsichtige, einem späteren Forscher Vorarbeiten zu liefern zu einem groſsen Werk über Volksleben, Aberglauben, Volkslieder, Sagen und Volksbräuche der Böhmerwäldler, das ich übrigens schon vorbereite.

Zur Herausgabe dieſes Werkes haben durch Einſendung von Volksliedern und Sagen beigetragen: Alois Lang, Wenzel Höpfler, Joſef und Wenzel Sigmund in Plattetſchlag, Leonhard Kaiſer in Dürrnfellern, Franz X. Reitterer in Budweis, Johann Saſsmann in Grütſchau, Karl Weber in Prennet, Marie Mathiowetz in Lochutzen, Vinzenz Nagel in Tſchermna, Ferdinand Koblinger in Neudörfel bei Tweras. Ferner habe ich eine Anzahl Gſtanzel erhalten aus dem Nachlaſſe des Johann Muckenſchnabel, Gaſtwirtes in Plattetſchlag. Allen Mitarbeitern ſpreche ich hier meinen wärmſten Dank aus. Zugleich richte ich an alle Leſer die freundliche Bitte, mir Volkslieder, Sagen und Gſtanzel, ſowie Nachrichten über alles, was auf das Volksleben im Böhmerwalde Bezug hat, gütigſt einzuſenden.

Budweis, am 1. Jänner 1901.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite.

Die weiße Frau von Neuhaus (2 Sagen) 1
Das Schloss bei Gratzen 19
Die Schlucht bei Rojau 19
Der Tritt der Mutter Gottes bei Gojau 19
Der todte Geizhals in Gojau 20
Der erschlagene Priester bei Kladen 21
Das Kirchlein in Trojas 21
Das Kirchlein in Tweras 22
Die Hexen bei Schlumitz 22
Der Einsiedlerberg bei Schwarzbach 23
Der schwarze Hund in Irresdorf 24
Der Teich bei Neustift 24
Die Schwedenschlacht bei Kalsching 25
Sagen aus Andreasberg 25
Der Zigeunerspruch in Tisch 26
Der Ehebrecher in Tisch 27
Der Plöckensteinsee 27
Der Dreisesselberg 28
Die Karlsburg bei Bergreichenstein 29
Sagen von Bergreichenstein 31
Der unterirdische See 31
Die Hexe von Holletitz 32
Die weiße Frau von Bistritz 32
Der Osserberg 33
Die Gründung des St. Leonhardiuskirchleins 33
Der Schatz von Baiereck 34

Seite.

Das Chodenschloss 35
Der Ort Rothenbaum 36
Der Selbstmörder 36
Der Flucher 37
Der Teufel in der Kirche 37
Das Waschweiberl 37
Stilzl, der Pferdehirt 38
Die wilde Jagd 39
Melusine 39
Der Dudelsackpfeifer 40
Der schwarze See 41
Die Kirche zu St. Katharina 41
Jesus auf der Wanderschaft 42
Der erste Tscheche 42
Bäume, Sträucher und Blumen in Sage und Dichtung der Böhmerwäldler 44
540 Gstanzel 60

Sagen.

Die weiße Frau von Neuhaus.

I.

Im Stadtarchiv der Stadt Teltsch in Mähren ist nach einer Mittheilung von J. Schön über die böhmische weiße Frau folgendes zu lesen: „Auf allen Rosenbergischen Gütern, mehrentheils aber zu Neuhaus, Krummau und Teltsch hat sich ein Geist, genannt die weiße Frau, aufgehalten. Diese weiße Frau (nach zuverlässigen Schriftstellern) ist aus dem Geschlechte der Herren von Rosenberg gewesen, und soll zwischen 1420 und 1430 geboren sein, und dem Taufnamen nach (wie Balbin sagt), Bertha geheißen haben, eine Tochter Udalrici II. von Rosenberg und der Frau Katharine von Wartenberg gewesen sein.

Im Jahre 1449, den Sonntag vor Martini, hat Bertham ihr Herr Vater zu Krummau dem Herrn von Liechtenstein aus Steiermark verheirathet, jedoch soll ein übler Ehestand und bald der Tod des Herrn Ehegemahls erfolgt sein. Als Wittib hat sich Bertha zu ihrem Bruder Henriko VI. nach Neuhaus begeben, und ist bei ihm verblieben. Nach seinem Tode aber, weil er keine Erben hatte, ist die Herrschaft an Mainhardum de nova domo (Neuhaus) erblich gefallen, welcher Bertham, als ihn der Tod überraschte, und derselbe unmündige Kinder hinterließ, als Vormünderin, festsetzte. Während dieser Vormundschaft hat Bertha in Neuhaus einen großen tractum des Schlosses, welcher annoch stehet, auferbauet. Indem sich aber die Unterthanen mit Zuführung der Materialien gar sehr be-

schwert zu sein glaubend, beklagten, soll sie ihnen zur Antwort gegeben haben: „Arbeitet, arbeitet, getreue Unterthanen, für euern Herrn, ich werde euch und allen euern Nachkömmlingen, wenn wir das Schloss im vollkommenen Stande haben, einen süßen Koch aufsetzen.“ — Dieser süße Koch wurde auch den Unterthanen gegeben: Anfangs im Herbste, vielleicht, weil in dieser Jahreszeit das Schloss fertig geworden ist, nachher am Gründonnerstag, weil an diesem Tage die armen Leute von den Vermöglicheren zum Gedächtnis des letzten Abendmahls unseres Herrn gespeiset zu werden pflegen. Dieser süße Koch ward gegeben zu Teltsch, zu Neuhaus und zu Krumman, und die Zahl der Leute, die daran theilnahmen, belief sich oft auf 5000. Einem Jeden, sowohl jung, als alt, wurde gegeben eine Semmel, ein Laib Brot, ein Stück Fisch, etwas von gekochten Erbsen und gekochtem Brei, eine Maß Mittelbier; wenn aber die Sachen nicht hinreichten, bekamen die Uebrigen etwas im Gelde. Die Stadt Teltscher Rathsverwandten bedienten die Armen und die Fleischhacker hackten die Karpfen, für welche Obsorge die Ersten vier Hechten, sechs mittlere Karpfen, 12 Seidel Wein, 8 Pinten Bier und 24 Laib Brot die Letzteren einen Eimer Bier erhalten haben. Dieser süße Koch ist in Teltsch im Jahre 1783 das Letztemal in natura ausgetheilt worden; 1784 wurde er zu Gelde reduziert, und der Betrag wird jetzt für arme, verunglückte Unterthanen verwendet. Dass diese Bertha den süßen Koch gestiftet, ist zwar in keinem Archiv zu finden, nachdem aber der Graf Ferdinand von Slawata die ältesten Leute hat zusammenkommen und examinieren lassen, haben selbe einstimmig ausgesagt, von ihren Voreltern gehört zu haben, dass dieser süße Koch von der weißen Frau herrühre, welches auch zu glauben ist, indem selbe allezeit zornig erschienen ist, wenn der süße Koch unterlassen wurde, wie anno 1645, als der Schwed Stadt und Schloss eingenommen und der Major nicht erlaubt hatte, den süßen Koch auszutheilen. Der Major hatte keine Ruhe von der weißen Frau, und wurde Tag und Nacht geängstigt und seine Truppe durchgeprügelt, dass sie davon lief, bis der Major in der Oktave den süßen Koch hat austheilen lassen. Dass diese weiße Frau ein guter und zur ewigen Seligkeit auserwählter Geist sei, erhellet aus vielen Ursachen:

Pro primo: weil sie sich jederzeit in einem bis an die Erde hängenden Talarkleide gezeigt hat, ja sogar, wenn einer aus den Rosenbergischen oder Slawatäsischen heirathen oder geboren werden, oder sonst etwas Lustiges geschehen sollte, sie sich geschäftig mit vielen anhangenden Schlüsseln, wenn aber Einer von Obigen sterben sollte, sich in schwarzen Handschuhen gezeigt.

Pro secundo: als anno 1604 den 24. Jänner Adam von Neuhaus sterben sollte, und keiner den Priester rufte, hat die weiße Frau auf die Thüre des damaligen patris rectoris Nicolai Pistoris, des Beichtvaters des Grafen, geklopft, ist ihm erschienen und hat ihn gemahnt, zu eilen, und das hochwürdige Gut mitzunehmen, mit Vermelden, dass dieser Graf nur noch eine Stunde leben werde, wie dann auch geschah.

Pro tertio: Unter der Vormundschaft Katharinens und Annas, Fürstinnen von Münsterberg, Vormünderinnen Petri Wock und Wilhelm, Söhne des Oberstburggrafen, Heinrich von Neuhaus, hat sich die weiße Frau am meisten sehen lassen, und den jungen Wock, wenn die Amme und das Kindsweib schlief, auf die Arme genommen; wenn er weinte, gewiegt, aus den Windeln gehoben, angelacht und Alles dasjenige vorgekehret, was ein Kind zu stillen, nothwendig ist. Nachdem ein neues Kindsweib angenommen worden, und dieses gesehen, hat sie solches für unzulässig erachtet, ist keck zu der weißen Frau getreten und hat ihr das Kind aus den Armen gerissen, mit den Worten: „Was hast du mit unserem Kinde zu thun?“ — Darauf versetzte die weiße Frau: „Du garstige Metze, die du erst diese Tage in's Haus gekommen, sollst mich dieses fragen? Du sollst wissen, dass dieses Kind aus meinem Stamme herrühre!“ — Hierauf wendete sich die weiße Frau an die Umstehenden und rief: „Ihr, ihr habt eure Frau niemals geehrt, wie es sich gebühret; behaltet daher das Kind, ich werde nicht mehr zurückkommen“. Darauf zur Amme: „Du aber habe Acht auf das Kind, und sage ihm, wenn es zu Jahren kommt, meine gegen dasselbe bewiesene Liebe, und wie ich aus diesem Bette (sie zeigte auf die Wand) zu ihm gekommen und wieder revertier bin.“ Hierauf verschwand sie und ließ sich nicht mehr sehen. Petrus Wock hat nachher die Wand niederreißen lassen und einen unerhörten Schatz gefun-

den. — Graf Wilhelm von Slawata meldet in seinen Schriften, dass diese weiße Frau nicht eher aus dem Fegefeuer werde erlöset werden, als bis das neuhauser Schloss ganz verfallen sein wird; indessen hofft man, dass sie schon befreiet sei.

In Neuhaus zeigt man noch die Kammer, in welcher sie starb. Die Wände sind mit einem alterthümlichen Stammbaum bemalt.

Die weiße Frau von Neuhaus.

II.

Eine andere Sage von der weißen Frau von Neuhaus habe ich auch aufgefunden, doch leider fehlt bei derselben der Anfang, und habe ich denselben nach anderen Schriften kurz ergänzt.

Perchta wurde aus dem Geschlechte der Herren von Rosenberg um 1420 oder 1430 geboren. Ihr Vater, Udalrich II. erzog sie gut, und als dieselbe das gegebene Alter erreicht hatte, wollte er dieselbe an den Herrn von Liechtenstein verheiraten. Prinz Sternberg wollte sie indess haben, dem aber gab sie der eigensinnige Udalrich nicht.

Einmal war ein Fest in Neuhaus, und Perchta fuhr auf einem glänzend erleuchteten Schiffe unter dem Klange der Musik und dem Schein zahlloser Fackeln im Kreise ihrer Gespielinnen auf dem Teiche herum, wobei sie die Nachen von Offizieren begleiteten. Perchta saß in einem schönen, mit blauen und weißen Tüchern verzierten Schiffe, welches ein geschickter und starker Lotse leitete, und gar künstliche Wendungen machte. Hingerissen vom Eifer und von den Augen der schönen Herrin, begann derselbe eine außerordentliche Schnellfahrt, und wagte dann eine allzukühne Wendung, wodurch jedoch das Schifflein plötzlich umschlug, und die liebliche Perchta mit allen Insassen des Schiffleins ins Wasser fiel. Die Kavaliere, welche das Schifflein begleitet hatten, gaben sich alle Mühe, die Damen zu retten, ohne selbe zu erkennen. Jeder von ihnen rettete eine andere Dame, als die, für welche er sein Leben gewagt hätte. — Nur einem unter ihnen, welcher zunächst Perchtas Kahn begleitet, und zuerst den Unfall ersah, gelang

es, die kostbare Beute zu erhaschen. Es war der junge Ritter von Sternberg, welcher, kaum gewahrend den Sturz des Fräuleins, sich schnell in die Wellen warf, das Fräulein glücklich erfasste, und die Gerettete nach dem Ufer in sein Zelt brachte. Sanft legte er die noch immer Bewusstlose auf das Lager, und wendete alle Mittel an, sie wieder in's Leben zu bringen. Nach langer, fruchtloser Bemühung gelang es ihm endlich, durch Anwendung von größtem Fleiße die Lebensgeister des Fräuleins zurückzurufen und sie wieder in's Leben zu bringen. Sie öffnete ihre Augen, und erblickte ihren Retter Sternberg. Derselbe war eifrig besorgt, der Geretteten jede Aufregung zu ersparen, und es dauerte nicht lange, so lagen sich beide in den Armen, wo sie sich gegenseitig die herzlichsten Liebesbetheuerungen gaben. Ihre jugendlichen zarten Herzchen flammten auf. Plötzlich hörten sie jemanden kommen. Es war Ulrich von Rosenberg, den das schnell verbreitete Gerücht von Perchtas Unfall und Rettung sogleich herbeigezogen in Sternbergs Gezelt.

Die Rettung und vollkommene Wiedergenesung seiner Tochter erfreute zwar den Vater vom ganzen Herzen; allein, sein geübter Scharfblick hatte ihn bei seinem Eintritte in Sternbergs Zelt vollkommen überzeugt, dass Perchta ihr Herz bereits verschenkt habe. Diese so unerwartet gemachte Entdeckung konnte den Grafen nicht erfreuen; jedoch unterlassen konnte er es auch nicht, dem Retter seines Kindes den innigsten Dank abzustatten, und ihm zugleich seine freundschaftlichen Gegendienste anzubieten. Er lud Sternberg nebst dem übrigen Gefolge in sein Schloss, wo sich alle im hohen Burgsaale bis in die Frühe aufs Beste unterhielten. Im Geheimen befahl er seiner Gattin, Perchta zu bereden, jede Zusammenkunft mit Sternberg womöglich zu verhindern. Zugleich traf der listige Graf Anstalten, um den ihm jederzeit lästigen Sternberg nach Neuhaus zu entsenden.

Der reiche und mächtige Ritter hatte sehr ehrsüchtige Absichten mit seiner schönen Tochter, weshalb er ihr einen ehrwürdigen angesehenen Bräutigam ausersehen hatte, und zwar einen steiermärkischen Grafen von Liechtenstein. Perchta gefiel diesem Grafen so sehr, und er sehnte sich so sehr nach ihrem Besitze, dass er ungeachtet seiner vorgerückten Jahre um ihre

Hand warb. Rosenstein billigte des Liechtensteiners Bewerbung und sagte ihm die Erfüllung seines Wunsches zu; nur bat er ihn, als dieser alsbald die Heirat vollzogen wissen wollte, das Beilager noch einige Zeit zu verschieben, um hinsichtlich Perchtas alle erforderlichen Vorkehrungen treffen zu können. — Sobald er jedoch das Liebesbündnis seiner Tochter klar und deutlich in ihren Blicken las und noch deutlicher gewahrte, dass Sternberg seiner kühnen Liebe nicht so bald entsagen werde, da änderte der ehrgeizige Ulrich augenblicklich seinen Plan und beschloss, ohne Zeitverlust die Vermählung seiner Tochter mit Liechtenstein vorzunehmen.

Ulrich kündigte der Tochter seinen unabänderlichen Willen an. Perchta entsetzte sich bei dieser Nachricht außerordentlich, indem sie auf solche Art ihre Gesinnung auf Sternberg aufgeben und jedenfalls der ersten, heftigsten Liebe und Herzenssehnsucht entsagen und den Geliebten für einen alten Gemahl, der, weniger freundlich, ihr nur traurige Tage zu versprechen sich sagen musste. Aber sie war eine gute, brave Person und gab sich, ohne ihrem Vater viel zu sagen oder ohne ihn zu erzürnen, willig in ihr Schicksal.

Bald wurde das Hochzeitsfest gefeiert. Ulrich wollte dieses Fest auf das Prachtvollste begehen. Und Alle bemühten sich, dieses Familienfest recht glänzend zu begehen. Nur Perchta blieb bei allen Freudenausbrüchen der zahlreichen Hochzeitsgäste in sich gekehrt und traurig, und den gramerfüllten Sternberg, welcher die geliebte Perchta für sich auf immer verloren sah, und der sein Herz ewig entsagen sollte, befiel eine solche Wuth, dass er an Liechtenstein blutige Rache zu nehmen beschloss. Nur noch einmal — zum letzten Male wollte er Perchta sehen; allein seine Anwesenheit bei der Vermählung hatte eine Reihe zahlreicher Uebel zur Folge, welche nach der Zeit Liechtensteins Gemahlin trafen, und ihre Ehe zu einer der unglücklichsten machten.

Am Abend des Hochzeitstages sollte ein maskierter Ball das Vermählungsfest schließen; alles war in vollem Jubel und belustigte sich auf das Angenehmste. Aber um die Stunde der Mitternacht wurde plötzlich Liechtenstein in den Garten abgerufen, mit dem Bedeuten, es verlange ihn jemand dringend zu sprechen. Als derselbe, vom Wein ziemlich erhitzt, in

den Garten kam, gewahrte er einen maskierten Ritter, der auf ihn zu warten schien, ihm aber sogleich entgegentrat und zwei Degen zur Auswahl anbot und Liechtenstein ernstlich bedeutete, er könne nicht aus dem Garten, bis er nicht einen Zweikampf gemacht habe.

Ueberrascht von einer solchen Zumuthung, konnte Liechtenstein kaum glauben, dass hier etwas mehr als bloßer Scherz zu Grunde liege; aber das wüthende Andringen des augenscheinlich sehr ergrimmten Gegners überzeugte ihn gar bald eines Anderen, und er schöpfte sogleich den begründeten Argwohn, es sei wohl hier auf sein Leben gezielt. Darum focht Liechtenstein seiner Gewohnheit nach tapfer, und es gelang ihm nach einem kurzen Kampfe, seinen Gegner zu entwaffnen. Da der Ritter mit blinder Hitze auf Liechtenstein eindrang, fiel ihm die Larve vom Gesichte, und der stannende Bräutigam erkannte in seinem Gegner den jungen Sternberg, von dem er bereits wusste, dass er Perchtas begünstigter Verehrer gewesen sei; aber als deren Lebensretter hatte er ihn immer freundschaftlich behandelt.

Da Sternberg sich entdeckt sah, wollte er der Sache eine andere Wendung geben, und erklärte alles Vorgefallene für bloßen Scherz und als ein wahres Missverständnis; denn er habe einen alten Freund herbeizulocken gedacht, um denselben zum Besten zu haben. Allein gar sehr hatte er sich in der Erwartung getäuscht; denn wie er sah, nahm Liechtenstein diesen Vorfall ernst und erklärte solchen für ein Nachstreben nach seinem Leben. Er beharrte auch fest auf der Behauptung, dass es die Absicht Sternbergs gewesen sei, ihn im Zweikampfe zu tödten, und nur sein kräftiger Widerstand habe dieses Unglück von ihm abgewendet, obschon sich Sternberg auf das Aeußerste bemüht habe, seinen Zweck zu erreichen.

Ein so unangenehmer Vorfall musste wohl Ursache sein, dass die so herrlich begonnenen Belustigungen schneller als man wollte, abgebrochen wurden; denn Liechtenstein ließ plötzlich aufbrechen, und reiste mit seiner Gemahlin nach Steiermark ab, die sich von nun an keines freundlichen Blickes von ihrem Gemahl zu erfreuen hatte, und der Umgang des ernsten Liechtenstein war sehr unangenehm, und sein Betragen abstoßend. Denn kaum waren sie auf den Gütern Liechtensteins

in Steiermark angelangt, so bezog der Graf ein einsames festes Schloss, und die arme Perchta, im väterlichen Hause an zahlreiche Gesellschaften und Ergötzlichkeiten gewöhnt, und ohnehin eines lebhaften und regen Temperamentes, sollte mit einem Male alle diese Herrlichkeiten entbehren. Darum war ihr auch hier jede Gelegenheit willkommen, um den Umgang der Menschen in einem Kreise ausgewählter Freunde zu genießen.

Aber Perchtas Gemahl hatte aber das Gegentheil von der Gemüthsart seiner Gemahlin. Er war stets einzig und allein mit Besichtigung seiner Glücksgüter beschäftigt und hatte von dem Vergnügen eine Abscheu; denn er liebte die Einsamkeit, war von Natur rauh, und begegnete jedermann unfreundlich. — Der schwer zu verläugnende Hang seiner Gemahlin zum geselligen Vergnügen wurde ihm daher sehr missfällig; er fing an, Argwohn zu schöpfen und Misstrauen an ihre Treue zu setzen, und behandelte sie äußerst barsch, und strenge. Perchta wurde daher in dem Schlosse ihres Gemahls gleich einer Gefangenen bewacht, jede Aussicht durch Aufführung hoher Nebengebäude beschränkt, und ihr selbst der Umgang mit Freundinnen verweigert. Ihre eigenen Freunde und vormaligen Bekannten, welche ihr etwa nahe zu gehen wagten, wurden von dem erbosten Gemahl mit der größten Wuth verjagt, und seine furchtbare Eifersucht verfolgte sie mit dem heftigsten Zorn. Perchta fühlte sich unglücklich, und war es ihrem eigenen Besten schuldig, wirksame Mittel zu ihrer Befreiung anzuwenden. Sie fand wirklich getreue Freunde, denen es schon längst am Herzen lag, die bedauernswerte Dulderin so grausamer Behandlung zu entreißen; nur mussten sie erst einen günstigen Zeitpunkt zur Ausführung ihres Vorhabens abwarten.

Unter denen, welche mit Perchtas trauriger Lage herzliches Mitleid fühlten, war auch Sternberg mit seiner Nachbarschaft, dem sich die Rettung am Herzen lag. Er ließ der Gefangenen durch eine getreue Dienerin einen Brief zuschicken. Er machte ihr bekannt, dass alle Vorbereitungen zu ihrer Flucht getroffen wären, und sie habe sich nun zu erklären, ob sie seinen Antrag annehmen wolle. Perchta empfing von der Dienerin zugleich eine starke breite Binde, welche ihr zum Herablassen vom Burgfenster dienen sollte. Mit innigem

Danke nahm die Gräfin den willkommenen Vorschlag an, denn sie sah die Möglichkeit ein, ihre Hoffnung erfüllt zu sehen, und aus der unverdienten Haft endlich befreit zu werden.

Sobald daher die zur Flucht verabredete Nacht einbrach, ließ sich Perchta von ihrem Zimmerfenster herab, und gelangte glücklich aus dem Schlosse. In einer kleinen Entfernung stand ein Ritter mit Pferden und Knechten, und machte es der Gräfin bekannt, er habe von seinem Herrn den Befehl, sie nach dem von ihr selbst gewählten Orte zu überbringen, und sowohl für ihre Sicherheit, als für ihre Bequemlichkeit Sorge zu tragen.

Perchta bat daher ihren Beschützer, den Weg nach Böhmen einzuschlagen, und sie zu ihren geliebten Eltern nach dem Schlosse Neuhaus zu bringen. Ihr Wunsch war dem artigen Ritter Befehl, und nun gieng die Flucht in größter Eile vor sich, so, dass die Flüchtigen nach mehreren Tagen glücklich in Neuhaus ankamen.

Perchtas Vater, dem das Unglück seiner Tochter nicht unbekannt blieb, hatte schon lange seine frühere Hartherzigkeit bereut, und klagte sich selbst als den Urheber ihres grenzenlosen Unglücks an. Er empfing daher die Heimkehrende mit großer Zärtlichkeit, sprach ihr den liebreichsten Trost zu und versprach, die Ehescheidung von ihrem tyrannischen Gemahl zu betreiben, und brachte solche auch bald zu Stande.

Die Flucht seiner Gattin hatte den Liechtenstein äußerst aufgebracht, denn er wähnte sich durch die bewirkte Ehescheidung noch mehr beschimpft. Sein Jähzorn zog ihm ein Fieber zu, das seinem Leben bald ein Ende machte.

Ein anderer Chronist beschreibt die Flucht Perchtas in einem romantischen Styl und führt den Sternberg als Vermittler derselben an. Hier seine eigenen Worte:

„. . . . Ritter Sternberg trat daher seine Reise nach Palästina an. Schon hatte er die Grenze des Taborer Kreises hinter dem Rücken, als er einen Trupp Reiter gewahrte, welche quer über die Straße zogen. Sternberg wollte seine Reise ohne Gesellschaft fortsetzen, deshalb bog er bei Zeiten um, und sprengte einem nahen Holze zu. Aber die Reiter hatten bereits den Einzelnen erspäht, sie schnitten ihm den

Weg ab und ereilten ihn. Da sie den geharnischten Ritter in bester Gemüthsruhe fanden und aus seinem Aussehen entnehmen konnten, dass er keine unredlichen Absichten hege, nahten sich ihm einige mit dem höflichen Ansuchen: ihr Herr verlange ihn zu sprechen, er möge daher die Versicherung annehmen, er werde mit der ihm gebürenden Achtung empfangen werden. Sternberg vermochte nicht mehr, diesem artigen Ansuchen auszuweichen, und ritt mit den Abgesandten wieder der Heerstraße zu. Hier fand er in einer sehr kostbaren Kutsche einen angesehenen Herrn und dessen junge überaus schöne Gemahlin, umgeben von vielen edlen Rittern, welche ihm zum Geleite dienten. Der Herr begrüßte den Ritter sehr artig, und wandte sich mit der Frage an ihn: woher er komme und wie er sich nenne? Sternberg erwiderte, er komme aus Polen und reise nach Oesterreich, um einen Vetter zu beerben, der ihm ein ansehnliches Legat vermacht habe. Da er allein reisen wollte, habe er dem zahlreichen Reitertrupp schon von Ferne ausgewichen, weil er vernommen, dass zur Zeit der gegenwärtigen Unruhen die Straßen nicht sicher seien. Um daher einer weit überlegeneren Zahl auszuweichen, habe er den Weg nach dem Gehölze genommen.

Eben wollte der Herr im Wagen, Sternbergs irrige Meinung aufklären, als ein junger Ritter aus dessen Gefolge näher herantritt, und den Geharnischten, welcher sein Visier geöffnet hatte, genau betrachtend, ausrief: „O, das ist ja Heinrich, der Sternberger, welcher vor Kurzem aus Prag flüchten musste! Sei unbesorgt, Bruder, in unserer Gesellschaft bist Du ganz sicher!" – Sternberg war ob dieser Anrede ganz betroffen, indem er sich verrathen wähnte, als er aber dem Sprechenden in's Gesicht blickte, erkannte er seinen alten Freund Hynko von Dub'n. Hynko eröffnete nun dem Herrn, dass Heinrich einen Verläumder im ehrlichen Zweikampfe erlegt, von dessen mächtigen Verwandten aber heftig verfolgt, sich von Prag entfernt habe, um den gedungenen Meuchelmördern zu entgehen. Er empfahl ihm den Sternberg auf das Angelegentlichste, und der Herr lud ihn ein, ihn auf seine Güter zu begleiten, wobei er ihn seines freundschaftlichen Schutzes versicherte.

Sternberg nahm die Einladung dankbar an, ja er sah nun, dass er die Bekanntschaft des Grafen von Liechtenstein gemacht habe, welcher zu Neuhaus mit dem Fräulein Perchta von Rosenberg getraut, nunmehr auf der Rückreise nach seinen Gütern in Steiermark begriffen sei. Mehrere der Begleiter waren steirische Edle, und eine Anzahl böhmischer Ritter hatte sich dem Zuge ebenfalls angeschlossen, um ihre schöne Landsmännin nach Steiermark zu begleiten.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, und gelangte ohne weitere Abenteuer an den Ort seiner Bestimmung. Auf Liechtensteins Stammschloss gieng es nun sehr lebhaft zu; große Gastmahle, Trinkgelage, Jagd- und Ritterspiele aller Art wechselten alltäglich ab. Sternberg war keiner der letzten, welcher sich besonders in den Ritterspielen auszuzeichnen pflegte. Bald war er der erste im Tournier, und keiner der steirischen Edlen überbot ihn an körperlicher Stärke und Gewandtheit. Fast jeder Preis wurde von den Kampfrichtern dem Sternberg zuerkannt. Seine böhmischen Landsleute gönnten ihm dieses Glück vom ganzen Herzen, aber die steirische Ritterschaft konnte ihm darob nicht hold sein, und sie berathschlagten sich bald, auf welche Art sie den Böhmen beschämen, oder gar aus dem Wege räumen könnten.

Graf Liechtenstein würde zwar Freude gehabt haben, wenn einer seiner Lehnsritter einen Preis erlangt hätte, und eiferte deshalb die behendesten und tapfersten der Edlen an, mit Heinrichen in Schranken zu treten; da er jedoch wahrnahm, dass Keiner dessen Stärke und Ausdauer im Kampfe gewachsen sei, war er selbst gezwungen, dem Sieger jeden Vorzug einzuräumen, und beehrte ihn als einer seiner vorzüglichsten Gäste. Am unzweideutigsten aber äußerte die junge Perchta ihre Freude, dass ihr Landsmann dem ganzen Böhmerlande zu solcher Zierde und Ehre gereiche. Sie stellte daher den böhmischen Ritter jeder Gesellschaft vor, die sie in Begleitung ihres Gemahls zu besuchen pflegte.

In dem letzten Tournier, welches zu Ehren der jungen Gräfin abgehalten wurde, gewann der junge Sternberg den großen Preis, in einer mit Diamanten reich besetzten Schärpe bestehend, indem er drei der furchtbarsten Recken Steiermarks aus dem Sattel gehoben und überwunden hatte. Diese drei

Edlen waren die Krone der steiermärkischen Ritterschaft und konnten die Schande nicht ertragen, von einem Böhmen überwunden worden zu sein. Sie schworen ihrem Besieger Rache. Da sie ihm jedoch in der Tapferkeit nicht gewachsen waren, beschlossen sie, zur List ihre Zuflucht zu nehmen.

Sie hatten die Bemerkung gemacht, dass die schöne Perchta dem ebenso anmuthigen als tapferen Sternberg mit absonderlicher Huld gewogen sei. Liechtenstein, ihr Gemahl, war ein Mann von fünfzig Jahren; sehr grämlich und eifersüchtig, was Wunder also, dass die kaum 18 Jahre zählende Perchta ein freundliches Auge auf den liebenswerten Ritter geworfen. Sie beschlossen daher, Liechtensteins Eifersucht rege zu machen, und ihm die Gemahlin wegen verbotenem Umgang mit dem Sternberger zu verdächtigen. Des Grafen Kammerdiener fand sich bereitwillig, seinem Herrn flugs Winke zu geben; dann aber, als dieser hastig in ihn drang, sich deutlicher auszudrücken, vertraute ihm der Verläumder mit Bitte, von dem Geheimnis vor erlangter völliger Ueberzeugung, noch keinen Gebrauch zu machen, das angeblich entdeckte Verbrechen.

Liechtenstein ergrimmte über solche Mittheilung so sehr in seinem Zorne, dass er schwur, diese Schande nur mit dem Leben der verbrecherischen Gattin tilgen zu können.

Sternberg kannte wohl den Hass, welchen der Adel von Steiermark auf ihn geworfen; allein, seiner Rechtlichkeit bewusst, beachtete er dies nicht und war der Meinung, dass ihm so furchtsame Feinde keinen Schaden zufügen könnten.

Eines Abends saß er allein im Zimmer und gedachte seines Gelübdes, da es wohl schon Zeit sei, nach Palästina zu ziehen. Ein heftiges Klopfen an die Thüre weckte ihn aus den Gedanken. Er sprang von seinem Sitze auf, um den ungestümen Klopfer zurechtzuweisen, als die Thüre aufgerissen wurde und Hynko verstört und athemlos hereinstürzte, die Thüre hinter sich verschloss und seinen Freund in das anstoßende Schlafzimmer mit sich fortriss.

Ohne dem staunenden Sternberg eine Zeit zu vergönnen, begann Hynko: „Bruder! Wisse, Deine innige Freundschaft zur Gräfin haben im leidenschaftlichen, jähzornigen Liechtenstein die grimmigste Eifersucht erregt. Deine Feinde haben Dich eines unerlaubten Umganges mit Perchta verdächtigt. Der

verläumderiſche Gerbert hatte Dich geſtern abends mit der Gräfin allein in ihrem Gemache erſpäht und ſogleich Liechtenſtein herbeigeholt, der eure ziemlich verliebte Unterhaltung genau behorchte und ſich hoch verſchwor, ſich deiner heute mit Liſt oder Gewalt zu bemächtigen, und dich ins Verließ zu werfen. Ein mir ſehr ergebener Diener hat mir dieſes Geheimnis vertraut. Willſt du alſo dem ſicheren Verderben entgehen, ſo ſäume nicht länger, ich will dir in allem behilflich ſein . . . .“

Sternberg entgieng glücklich der ihm gelegten Falle, und begab ſich nach Ungarn, von wo er ſich einem Zuge nach Paläſtina anſchloſs und erſt nach zwei Jahren wieder nach ſeinem Vaterlande zurückkam. Hier kam er mit Hynko von Dub'n zuſammen, bei dem er ſich ſogleich nach dem ferneren Schickſale der ſchönen Gräfin Liechtenſtein erkundigte. Hynko berichtete ihm umſtändlich alles, was ſich während ſeiner Abweſenheit auf dem Liechtenſtein'ſchen Schloſſe in Steiermark zugetragen hatte und ſchloſs ſeinen Bericht mit folgenden Worten: „Sobald daher Liechtenſtein deine heimliche Entfernung aus ſeiner Burg erfuhr, ſchickte er dir ſeine Diener auf allen Seiten nach, um dich lebend oder todt zurückzubringen; und weil ſein Argwohn eben dadurch ſich beſtätigt fand, entlud er ſeinen ganz Grimm auf Perchta, wobei alle Erneuerungen ihrer Unſchuld und ihr herzzerreißendes Flehen den grimmigen Wütherich nicht zu beſänftigen vermochten. Liechtenſtein ließ ſeine gute Gattin erbarmungslos in den Thurm bringen und deſſen Eingang vermauern. Durch eine kleine Oeffnung wurde der Unglücklichen von einem ſchmutzigen Knechte die nothdürftige Atzung herabgelaſſen. So grauſam verfährt der Unverſöhnliche bis auf den heutigen Tag mit Perchta, und will ſie zu dem Bekenntnis bringen, wer der Vater zu dem Knaben ſei, den ſie geboren hatte. Er ſelbſt iſt von jener Zeit an faſt unzugänglich, mürriſch, miſstrauiſch und grauſamer als je, ſo, daſs ihn alle meiden, die früher ſeinen Umgang ſuchten. Seine einzige Leidenſchaft iſt die Jagd, welcher er auch mit grauſamer Wuth obliegt.“

Sternberg vernahm mit Unwillen dieſe betrübende Nachricht und berathſchlagte ſich mit ſeinem Freunde, auf welche Art in die Gräfin wohl am ſicherſten retten und ihrem Vater wieder zu-

führen könnten. Endlich wurden beide über den Plan einig, nach welchem sie die Befreiung Perchtas bewerkstelligen wollten. Hynko erbot sich, die Entführung persönlich zu vollziehen und Perchta dem wartenden Sternberg zu überbringen.

Ohne Säumnis bereiteten sich beide zur Abreise und langten bald darauf vor Liechtensteins Schlosse an, wo sie auf entgegengesetzter Seite in dem nächsten Dorfe Herberge nahmen und auserlesene Kundschafter nach der Burg ausschickten. Von diesen erfuhren sie schon am anderen Tage, Liechtenstein habe die Mähre ausgesprengt, die Gräfin sei krank ins Bad gereist, und wolle daselbst bis zu ihrer völligen Genesung verweilen; aber niemand in der Burg möge dieser Mähre Glauben beimessen, sondern alle seien der Meinung, die Gräfin dürfte wohl heimlich in einem der schauerlichen Burgarreste verwahrt sein. —

Klement, des Sternbergs Leibknappe, ein pfiffiger und muthiger Bursche, welcher mit als Kundschafter in der Burg war, erbot sich alldort, unter dem Vorwande, als suche er einen, durch den Tod des gräflichen Roßwarts erledigten Dienst, die Burg zu belauern und über alles genaue Kunde zu bringen. Sternberg nahm des treuen Knappen Antrag mit Freuden an, und Klement begab sich sogleich am nächsten Morgen in die Burg, wo er nach abgelegter Probe über seine Geschicklichkeit, alsbald in Dienst genommen wurde. Des Klements erste Sorge war, volles Vertrauen zu gewinnen, welches ihm auch infolge seiner guten Laune, Geschmeidigkeit und anspruchsloser Eilfertigkeit gegen jedermann bald gelang. In einigen Tagen kannte er jeden Winkel der Burg, und hatte auch erkundschaftet, daſs jede Nacht ein Knappe Speisen und Trank zu einem alten Thurm trage, daselbst einen Quaderstein herausnehme und sonach den mitgebrachten Korb an einem Seil dnrch die Oeffnung hinablasse. Nach einer Weile zieht er den Korb wieder herauf, setzte den Stein an seine frühere Stelle und entfernte sich.

Klement hatte genau alles beobachtet, und kaum war der alte Knecht fort, so eilte er zum Thurme, hob den Stein auf und rief durch die Oeffnung hinab: „Wer immer sich darin befinde, möge sich melden, denn Rettung sei nahe.“ Da vernahm er eine weibliche Stimme aus beträchtlicher Tiefe, welche

um des Himmels willen bat, ihr hilfreiche Hand zu bieten, und sie, die Verschmachtende, zu retten. Der Knappe tröstete die Sprechende und versprach, binnen wenigen Tagen alles zu veranstalten. Nur befragte er noch die Eingekerkerte, wo sich der Eingang zu ihr befinde, nnd als ihm diese den Ort genau beschrieb, dass der Eingang zum Thurme außerhalb der Burgmauern in einer Felsenhöhle nahe am Ufer des vorbeifließenden Flusses sei, und vor der Höhle eine große, vom Blitz verbrannte Eiche stehe, beruhigte sie Klement mit der festesten Zusicherung baldiger Hilfe, legte den Stein an seine Stelle und suchte sein Lager, wo er der Ausführung seines Planes nachdachte.

Am nächsten Morgen führte er wie gewöhnlich seine Pferde zur Schwemme, suchte aber in der Gegend, wo der Thurm des Gefängnisses stand, die Höhle auf, fand den abgebrannten Eichenstamm und hinter dichtem Gestrüppe auch die beschriebene Höhle, welche er genau untersuchte und nach kurzer Zeit eine vermauerte Thüre fand. Nachdem er alles hinlänglich besichtigt und sich die Ueberzeugung verschafft hatte, dass der Plan der Entführung ausführbar sei, bestieg er wieder seine Rosse und trabte, mit lauter Kehle ein lustiges Liedchen singend, dem Schlosse zu. Nachdem er seinen Dienst besorgt, begab er sich, als wenn er lustwandelte, ins Dorf hinab, um bei dem Wirte seine durstige Kehle mit einem Kruge Wein zu laben.

Hier aber wartete seiner bereits Ritter Sternberg, als Knappe verkleidet, und grüßte den alten Kameraden, in ein unbedeutendes Gespräch mit ihm sich einlassend. Da vertraute ihm aber Klemens heimlich seine Entdeckung und theilte ihm den Plan mit, welcher sie sicher zum Zwecke führen werde.

In zwei Tagen war alles zur Flucht vorbereitet.

Am Abende vor dem zur Flucht bestimmten Tage nahm Klement vom Stallmeister des Grafen Urlaub, um über Nacht sich im Dorfe bei Musik und Tag ergötzen zu dürfen, da eben das Winzerfest gefeiert wurde, weshalb jener das Ansuchen dem sehr eifrigen Diener gern gewährte. Klemenseilte in das Dorf, und belustigte sich nebst mehreren anderen aus des Lichtensteiners Dienerschaft in der Schenke mit der übrigen Dorfjugend und anderen fremden Gästen. Vor Mitternacht entfernten sich die gräflichen Diener, deren Urlaub sich nicht auf die ganze Nacht ausstreckte, und begaben sich wieder in die

Burg zurück. Nur Klement blieb noch da und unterhielt sich mit Tanz und Spiel mit fremden Knappen, deren mehrere in der Schenke anwesend waren. Aber nach und nach verloren sich auch diese, und als Klement nur noch mit zweien übrig blieb, verstummten die Fiedler, die Unterhaltung wurde langweilig und Klement machte sich bereit, ebenfalls sich heimzukehren. Er brach daher auf und entfernte sich in Begleitung der beiden fremden Kriegsknechte.

Kaum aber hatten sie das Dorf hinter ihrem Rücken, so wandten sie ihre Schritte seitwärts von der Straße ab, und eilten dem Ufer des Flusses zu, auf welchem entlang sie bald zu der abgebrannten Eiche gelangten. Hier warteten ihrer bereits Sternberg, Hynko und mehrere Reisige mit Rossen und Brechwerkzeugen aller Art wohl versehen. Klement zündete sogleich eine Fackel an und leitete die Ritter durch das Gebüsch zur Höhle. Im Innern selbst wurden noch mehrere Fackeln angezündet, und sogleich begann die Arbeit. Der Bemühung vieler Hände gelang es, die Mauer in kurzem zu durchbrechen. Eine starke eiserne Thüre stellte sich ihren Blicken dar. Die Brecheisen wurden angelegt, und auch dieser feste Widerstand musste der angestrengten Bemühung in Bälde weichen. Die Thür war erbrochen und ein tiefer Gang gähnte den Rittern entgegen. Mit Fackeln wohl versehen und alle gut bewaffnet betraten sie den Gang, und gelangten nach einer Viertelstunde abermals zu einer verschlossenen Thüre, an welche sie leise anklopften. Eine Stimme meldete sich und rief um Hilfe. Sternberg forderte die Sprechende auf, ihren Namen zu nennen, und wer beschreibt sein Entsetzen, als er den Namen Perchta vernahm. Doch bald sammelte er sich wieder, ermunterte die Unglückliche, sich ruhig zu verhalten, da ihre Retter schon gegenwärtig seien, und befahl sogleich, selbst Hand anlegend, die Thüre mit möglichster Vermeidung allen Geräusches, aus den Angeln zu heben. Glücklich gelang des Werk und Sternberg fing mit seinem Arm eine weibliche Gestalt auf, welche durch das plötzliche Eindringen der frischen Luft ohnmächtig geworden, zusammensinken wollte. Es war Perchta.

In aller Stille trug man die Ohnmächtige durch den langen Gang in die Höhle heraus, labte sie nach Möglichkeit und warf, nachdem sie sich wieder etwas erholt hatte, einen

Reitermantel über sie. Außerhalb der Höhle wurde Perchta auf eines der Rosse gehoben, das hinter ihr Sternberg bestieg und gieng es so schnell als möglich in aller Stille dem Strome zu, wo bereits ein durch vieles Geld gewonnener Schiffer der Ankömmlinge wartete. Mann und Ross bestiegen unter dem Schutze der sehr finsteren Nacht das ziemlich große Fahrzeug, welches, vom Strome fortgerissen, nach wenigen Stunden tief unten das jenseitige Ufer erreichte.

Die Flüchtigen waren geborgen. Auf weiten Umwegen gelangte Sternberg mit seiner theueren Beute nach Böhmen, und übergab Perchta ihrem besorgten Vater. Rosenberg wusste bereits, wie unwürdig Liechtenstein seine Gattin behandelt hatte, und wusste es dem Ritter Dank, dass er seine unglückliche Tochter aus der Hand eines solchen Barbaren errettet, den er auch bei dem Reichstage verklagte und die Ehescheidung bewirkte.

Liechtenstein wüthete, als er die Flucht seiner Gattin erfuhr, und forderte solche von ihrem Vater zurück. Als ihm aber dieser seine Tochter verweigerte, und Liechtenstein die Ehescheidungsakte zusandte, erzürnte sich darob Perchtas Gemahl so sehr, dass er, vom Schlage gerührt, todt dahin sank.

Soweit die Erzählung eines vaterländischen Romantikers.

Perchta vernahm mit Schmerz und innigem Mitleid die Kunde von dem erfolgten plötzlichen Tode ihres Gemahls, und beweinte dessen Verlust trotz der harten Behandlung desselben, mit aufrichtigem Herzen. Noch lange lebte sie als Witwe zu Neuhaus, und die widerwärtigen Zufälle hatten ihren sonst so lebhaften Charakter sehr gemildert. Sie widmete sich gänzlich der Besorgung ihrer Hausgeschäfte und übte Wohlthaten und Werke der Milde, wodurch sie unbemerkt einen solchen Hang zur Einsamkeit bekam, dass man sie oft allein, in tiefes Nachdenken versunken, in ihrem Zimmer fand.

Nur ihren vertrautesten Freundinnen klagte sie oft über die Beängstigungen ihres Gemüthes, welche ihr die Erinnerungen an ihre vergangenen Leiden verursachte.

Als sie dann später erfuhr, dass Sternberg in einem Kreuzzuge gegen die Türken, den er aus Verzweiflung wegen der misslungenen Verbindung mit Perchta unternahm, sein Leben in dem Kampfe verloren, wurde dadurch ihr Zustand noch

mehr verschlimmert. Aber die alles heilende Zeit linderte auch ihren Kummer, und ihre Hausgeschäfte verschafften ihr eine angenehme und zugleich nützliche Zerstreuung. Sie bewies sich darin ungemein thätig, führte Aufsicht über das ganze Schloss und Ordnung und Genauigkeit herrschte überall. Das Gesinde ward zur pünktlichen Erfüllung seiner Pflichten strenge verhalten, und ihre Wachsamkeit erstreckte sich über alle Gegenstände des Hauswesens. Sie war in allen Winkeln des Schlosses sichtbar, nahm überall genaue Untersuchung vor, trieb die Saumseligen zu ihrer Schuldigkeit an, und ermahnte und bedrohte die Nachlässigen.

Perchta kleidete sich nach damaliger Witwentracht bis an ihr seliges Ende in schneeweiße Linnen, und trug an ihrer Seite einen großes Schlüsselbund. Von allen tief betrauert, die sie kannten, starb Perchta zu Neuhaus in ihrem 70sten Jahre. Noch ist sie daselbst in dem großen Familiensaale abgebildet zu sehen.

Ihr späterer, sehr strenger Lebenswandel mag Veranlassung gegeben haben zu der Sage, dass man sie die weiße nannte.

Der Stamm der Rosenberge, aus dem Perchta entsprossen war, blühte sieben Jahrhunderte in Böhmen. Sie hatten sich aus Italien in Böhmen angesiedelt, und erlangten ihr größtes Ansehen im 11ten und 12ten Jahrhundert. Unter Ottokar I. waren sie zuerst bekannt, vermehrten sich stark und theilten sich dann in verschiedene Geschlechter. Die Neuhauser führten eine goldene Rose im Schilde, und ihr Geschlecht starb mit Joachim am 24. Jänner 1604 aus. Peter Wock von Rosenberg blieb übrig, lebte in Neuhaus und führte eine rothe Rose in seinem Wappen. Nach sieben Jahren, am 6. November 1611, starb auch er zu Neuhaus, und dieses fiel erblich an Wilhelm Slawata.

Peter Wock von Rosenberg, mit welchem die Rosenberger ausgestorben waren, trat von der katholischen zur protestantischen Religion über, welcher er aufrichtig zugethan war: aber dieses hinderte ihn nicht, seinen treuen Sinn für Kaiser und Vaterland auf mannigfaltige Art an den Tag zu legen; denn er opferte sein Vermögen, um die feindlichen Horden aus dem Vaterlande zu vertreiben, und überließ dem Könige den Genuss der Erträgnisse seiner sämmtlichen Herrschaften.

Die Rosenberger waren der mächtigste Stamm in Böhmen, und sie versahen die wichtigsten Ehrenämter im Königreiche, so wie auch zwei verwitwete Königinnen sich an Rosenbergische Herren vermählten.

Das Schloss bei Gratzen.

Von Johann Sassmann.

In Sonnberg bei Gratzen steht ein mächtiges Gebäude, ein Schloss. Vor vielen Jahren war ein Gutsherr darauf, welcher einen Schatz einmauern ließ. Nur ein Maurer musste das Geld einmauern. Als der Mann fertig war, kam er in den Hof. Da frug der Gutsherr: „Seid Ihr schon fertig?“ Der Maurer sagte: „Ja, ich bitte nun um den Arbeitslohn.“ Der Gutsherr erwiderte: „Wascht Euch früher im Hofe die Hände ab, dann bekomnt Ihr das Geld.“ Dann nahm der Gutsherr ein Gewehr und schoss den Maurer nieder, auf dass niemand wissen solle, wo der Schatz verborgen sei.

Die Schlucht bei Rojau.

Einst erschlug ein Bürger aus Krummau in seinem Hause einen reichen Juden und raubte ihn aus. Um die Leiche fortzuschaffen, borgte er sich einen Wagen und ein Pferd auf einen Tag aus, kam aber schon nach einigen Stunden mit demselben zurück. Das Wagerl war aber blutig. Dadurch lenkte sich der Verdacht des Mordes, da man letzteren bereits für wahrscheinlich hielt, indem der Jude spurlos verschwunden war, auf den Bürger. Man forschte nach und fand die Leiche des Juden in einer Schlucht bei der Straße in der Nähe von Rojau beim Kloster Goldenkron, wo ihn der Bürger hingefahren und hineingeworfen hatte.

Der Tritt der Muttergottes bei Gojau.

Auf dem Wege von Gojau nach Krummau, in der Nähe von Kladen, befindet sich ein Stein, auf dem vier Fußtritte,

und zwar auf der Oberfläche, auf jeder Seite einer und mit den Fußspitzen zusammenstehend, ausgehauen sind. Der Volksmund erzählt sich hierüber folgendes: Einst trug eine Frau eine Bürde Gras nach Hause und rastete auf diesem Steine. Der Teufel, der, wie der hl. Petrus sagt, immer wie ein brüllender Löwe herumgeht und suchet, wen er verschlingen könnte, bekam gar so höllische Lust nach dieser Frau und wollte sie sich mitnehmen in die Lüfte. Die Frau aber wusste in ihrer Angst und Bedrängnis nichts Eiligeres zu thun, als die Muttergottes im nahen Gojau um Hilfe anzurufen. Und diese half. Sie kam und half der Frau, so dass sie der Teufel nicht heben konnte. Zum ewigen Gedächtnis an diese That hat die Muttergottes jene Tritte im Stein hinterlassen. — Auf dem sogenannten Kladner Hügel, auf dessen halber Höhe sich jener Stein befindet, stand einst ein Raubschloss, wie der Volksglaube sagt, das aber gegenwärtig spurlos verschwunden ist. Viele kostbare Schätze sollen dort begraben sein. Eine Schlange, die auf der Wanderschaft (!) war, und dort vorbeikam, rastete daselbst drei Tage und hütete die Schätze, worauf sie wieder weiter zog.

Der todte Geizhals in Gojau.

Ein Bewohner der Pfarre Gojau war ein sehr geiziger Mann. Als er am Sterbebett lag, bat er, man möge ihm den Polster, den er bei sich im Bette habe, in den Sarg mitgeben, welche Bitte man auch erfüllte. Nach einiger Zeit fehlte den Erben Geld, und es kam ihnen in den Sinn, dass sich dasselbe in jenem Polster befunden haben und begraben worden sein möge. Sie kamen um die Erlaubnis ein, die Leiche ausgraben zu dürfen. Dieselbe wurde ihnen gewährt unter der Bedingung, dass, wenn die Leiche normal im Sarge liege, sie das Geld nehmen können, wenn sie aber verkehrt, und zwar auf dem Munde liege, sie's nicht anrühren dürfen. Als sie das Grab und den Sarg öffneten, lag die Leiche am Bauch, und hatte den Polsterzipf mit dem Gelde so im Munde mit den Zähnen verbissen, dass sie's nicht herauskriegen konnten. Es erfasste alle eine Scheu und eiligst machten sie Sarg und Grab wieder zu.

Der erschlagene Priester bei Kladen.

Im Wallfahrtsorte Gojau bei Krummau werden bekanntlich die ersten drei Samstage im Oktober, die sogenannten drei goldenen Samstage, feierlich begangen, und von Nah und Fern strömen an diesen Tagen Wallfahrer zum Gnadenbilde der Muttergottes daselbst, manche, um zu beten, manche, um Buße zu üben und daselbst zur hl. Beichte und Kommunion zu gehen. — Einmal wollte auch ein Klostergeistlicher aus Krummau nach Gojau zur Beichte gehen, und gieng — es war an einem goldenen Sonntage — zeitlich früh in Krummau weg. Er nahm seinen Weg über den Fürst Schwarzenberg'schen Favoritenhof. Als er jedoch auf dem sogenannten Kladnerhügel den Wald passieren wollte, wurde er von Räubern überfallen und ihm der Kopf abgeschlagen. Der Kopf blieb aber nicht liegen, sondern kugelte sich fort nach Kladen und nach Gojau in die Kirche zum Hauptaltar hin und schrie in einemfort: „Beichten, beichten!" Erst als er beim Hochaltar angelangt war, verstummte er und war todt.

Das Kirchlein in Trojas.

Von Ferdinand Koblinger.

In der Nähe von Kirchschlag liegt, vom Walde umgeben ein einsames, aber hübsches Kirchlein, Maria Trojas, an dessen Entstehung sich folgende Sage knüpft: In der Nähe, wo jetzt das Kirchlein steht, befand sich ein Thurm, welcher von den Heiden als Festung benützt wurde. In späterer Zeit hat man in diesem Thurm während der Passionszeit singen und beten gehört, und als einst Burschen in der Nähe horchten, hörten sie den Ruf drinnen: „Geht zum Essen, und die auf der Lausche stehen, auch!", worauf die Burschen davonliefen. Hierauf faßte ein Bewohner von Kirchschlag den Entschluss, in der Nähe ein Kirchlein zu erbauen, was er auch mit Hilfe von Spenden vollführte, wobei das Baumaterial vom Thurm genommen wurde, von dem man früher keinen Stein herunterbringen konnte und welcher nun leicht abzutragen war. — In Passern hatte eine alte Frau ein großes Kreuz im Vor-

hanse ihrer Wohnung, und als sie zu Tode krank war, befahl sie, das Kreuz in jene Trojas-Kapelle zu bringen, worauf sie erst sterben werde, was auch geschah. Auf Anstiften der Geistlichen von Höritz und Gojau im Vereine mit dem Fürst Schwarzenbergischen Verwalter Achatz in Krummau soll aber jenes Kreuz entführt worden sein, damit der Ort zu keinem Wallfahrtsort werde, und zwar mussten sechs Pferde dazu verwendet werden, und wollten es selbst so viele nicht wegziehen. Das Kreuz war in Tannenreisig eingemacht, und als man frug, was darinnen sei, hieß es: Wildpret. Als mit dem Kreuze durch Krummau gefahren wurde, schlug die Thurmuhr fünfzig. Das Kreuz soll sich jetzt in der bischöflichen Gruft zu Prag befinden.

Das Kirchlein in Tweras.

Von Ferdinand Koblinger.

In Tweras steht neben der Pfarrkirche ein kleines, sehr hübsches Kirchlein, welches früher ein Wallfahrtskirchlein gewesen sein soll. Die Sage erzählt, dass sich die darin befindliche Muttergottes früher in Tusch bei dem sogenannten Schusterhäusl, wo jetzt eine steinerne Säule mit dem Wappen der Rosenberger steht, niedergelassen haben soll. Sie soll aber daselbst von den Hütbuben mit den Peitschen ausgetuscht (mit der Peitsche geschnalzt) worden sein, woher der Name Tusch kommt. Nach einer anderen Sage soll das Kirchlein früher heidnischen Zwecken gedient haben, und hat man bei Renovierung desselben vor einigen Jahren an einer Stelle, wo der Mörtel heruntergefallen war, Malereien gesehen, welche in keine Kirche passen.

Die Hexen bei Schlumitz.

Von Ferdinand Koblinger.

Auf der Kreuzstraße bei Schlumitz sollen sich bei einem Marterl zu gewissen Zeiten die Hexen tummeln und den umliegenden Bauern die Pferde aus den Ställen führen und die

Mähne flechten und sie schweißtriefend zurückbringen. Wer unversehends in den Kreis der Hexen kommt, dem spielen sie sehr übel mit.

Der Einsiedlerberg bei Schwarzbach.

Nach Karl Spannbauer

Südwestlich von Stuben, hart am linken Ufer der Moldau, erhebt sich ein bis zum höchsten Punkt mit Feldern bedeckter Hügel, auf dessen Gipfel Zwergkiefern wuchern. Der Berg heißt der „Einsiedler-Berg" oder kurz „Einsiedl-Berg", da auf demselben einst ein Einsiedler gehaust haben soll. — Aus dem Hause Nr. 10 in Stuben ackerte einst ein Bauer am Abhange dieses Berges auf seinem Felde. Es war dies vormittags. Als es beinahe Mittag wurde, und der Bauer mit dem Ackern ziemlich hoch am Berge hinaufgekommen war, hörte er plötzlich einen großen Krach. Erschrocken blickte er umher, und zu seinem größten Erstaunen und Entsetzen sah er in einer Höhle des Berges eine sogenannte „Siedl" (d. i. eine Art liegender Kasten, welche als Bank, und auseinandergelegt als Bett benützt wird und häufig im Böhmerwalde zu treffen ist), die voller blinkender Goldstücke war, und welche ein kohlrabenschwarzer Hund mit glühenden Augen bewachte, welcher den Bauer unheimlich anglotzte. Die Schuhe zurücklassend, lief der Bauer was er nur konnte dem Dorfe zu, wo er schweißtriefend sein Erlebnis erzählte. Einige beherzte Männer faßten Muth und giengen hinaus auf den Acker mit dem Vorhaben, den bösen Geist (denn ein solcher war ja der Hund nach dem Glauben der Leute) zu beschwören und den Schatz zu heben. Doch etwas kleinmüthig näherten sie sich dem Orte. Sie sahen das Pferd ruhig am Pfluge angespannt stehen, daneben die zurückgelassene Fußbekleidung des Bauers — von sonst etwas, von Höhle, Geld und dem schwarzen Hund sah man gar keine Spur, nur Krähen flogen kreischend über ihren Köpfen hinweg. Kopfschüttelnd giengen die Männer heim. Alle glaubten jedoch an den Schatz, den ohne Zweifel einmal jemand aus obgenanntem Hause heben sollte. Beim Baue der Budweis-Salnauer Bahn, welche in südlicher Richtung den Berg durch-

schneidet, hoffte man, den Schatz zu finden, was sich jedoch leider nicht bewahrheitete.

Der schwarze Hund in Irresdorf.

Vor vielen, vielen Jahren wollte ein Dienstknecht vom Stiepany in Irresdorf „zu den Menschern", das heißt Fensterln gehen, und zwar nach Peterbach hinunter, woselbst er eine Geliebte hatte. Als er ein Stück Weges gegangen war, sah er auf einmal einen schwarzen großen Hund quer über den Weg liegen, dem Feuer aus den Augen und dem Maul herausbrannte. Darüber erschreckt, ließ der Knecht seine Holzschuhe stehen und rannte in Strümpfen zurück so schnell er konnte; der Hund lief hinter ihm her. Daheim angekommen, stürmte er bei der Hausthür hinein und schloss dieselbe hinter sich schnell zu. Der Hund aber sprang mit solcher Wucht an die Thür, dass sich die Tatzen einbrannten, und man lange Jahre die Brandmale an der Thüre sah. Als mein Vater im Jahre 1835 in jenem Hause in Irresdorf diente, erzählte er mir, hatte man daselbst eine Schafstallthür mit eingebrannten Hundsbratzen, und alte Leute erzählten ihm, das sei jene Thür, an welche der schwarze Hund angesprungen sei. — Der Knecht, der nach Peterbach gehen wollte, erfuhr am anderen Tage, dass in Peterbach 24 Burschen, mit Knütteln und Stöcken bewaffnet, auf ihn gewartet haben, da sie ihm die Geliebte nicht gönnen wollten. Der schwarze Hund hatte ihn aus einer großen Gefahr errettet.

Der Teich bei Neustift.

Bei Neustift befindet sich ein Fürst Schwarzenbergischer Teich. Vom alten Simon Lang in Plattetschlag seinem Vater wird erzählt, derselbe habe einmal bei Nacht daselbst einen Bügelmann gesehen, das heißt einen geisterhaften Riesen. — In jenem Teich hat sich einmal ein Dienstknecht vom „Weber" in Neustift ertränkt. Mit einem Scheunenthor fuhren die Leute auf dem Teiche herum, konnten aber die Leiche nicht

finden, obwohl sie den ganzen Teich durchsuchten. Erst als die Sonne untergegangen war, fanden sie die Leiche. — In jenem Teiche hätte auch ich, sowie mein Jugendfreund Pius Lang, der leider schon verstorben ist, als Schulknabe das Leben eingebüßt, wenn uns nicht ein größerer Schüler aus Böhmdorf, namens Mathias Kitzhofer, welcher schwimmen konnte, herausgezogen hätte.

Die Schwedenschlacht bei Kalsching.

Auf den Feldern zwischen Kalsching und Hochwald hat einst eine Schwedenschlacht stattgefunden. An allen Stellen, wo Offiziere fielen, wurden Denksteine errichtet, und waren diese Denksteine, obgleich schon ganz verwittert, in den Dreißiger Jahren noch zu sehen, wie es mir meine Mutter, welche damals mit ihrem Vater öfters vorbeigieng, bezeugte. Heute sind sie alle entfernt und ist keine Spur von jener Schwedenschlacht mehr vorhanden. — In der Nähe von Kalsching befindet sich ein Berg, auf dem früher die Verbrecher hingerichtet wurden. Dieser Berg heißt darum bis auf den heutigen Tag der Galgenberg.

Sagen aus Andreasberg.

In Andreasberg bei Kalsching lebte ein gewisser Pater Breitschopf, der ein lasterhaftes Leben führte. — Mein Großvater war damals Hütbube bei einem Bauer, dem sogenannten Motzei in Graben, und zu dem kam der Pater öfters auf die Viehweide und kaufte ihm Pilze ab. Der Hütbube baute ein Häuschen aus Steinen und legte immer die gefundenen Schwämme hinein, worauf sich's Pater Breitschopf dort abholte und Geld dafür hinlegte. Als dieser Pater gestorben war, erschien er immer im Pfarrhofe dem Herrn Kaplan P. Strebl, wo er in seinem Zimmer auf- und abschritt, dass die Schuhe krachten. P. Strebl fürchtete sich sehr, umsomehr, da jene Gestalt ganz schwarz aussah. Pater Michael, welcher damals Pfarrer in Andreasberg war (derselbe stammte von

dem „Bohr“ in Unterwuldau und 26 Jahre in Andreasberg) und auch schon zu Lebzeiten P. Breitschopfs dort war, sehnte sich darnach, wenn der Geist ihm erscheinen möchte; doch zu ihm kam der Geist nicht. Da legte er zwei Briefe, den einen, wenn der Geist zu erlösen sei, solle er zu ihm kommen, im entgegengesetzten Falle solle er von der Welt abgeschafft sein. Am anderen Tage war der zweite Brief weg. P. Michael erschrak darüber sehr und führte von da an ein heiligmäßiges Leben. Und auch P. Strebl lebte sehr streng, er blieb Kaplan und verlangte sich keine Pfarrei. Als P. Michael sterben sollte, wollte er vor Angst nicht beichten, indem ihm während seiner Thätigkeit als Pfarrer zwei Seelen verloren gegangen sein sollen. Er riss immer die Mütze ab und wusste vor Verzagtheit nicht, was er thun sollte, bis P. Stanislaus Fux aus Ogfolderhaid sagte, er solle doch beichten, der Tod stehe schon vor der Thür, worauf er beichtete. — Der Leib des P. Michael ist unverweslich, und obgleich er schon über 60 Jahre in der Erde ruht, ist er noch unversehrt. Die Leute sprechen von einer Heiligsprechung dieses Paters — doch, wenn eine Heiligsprechung nicht 200.000 bis 300.000 Kronen kosten würde, was bekanntlich eine Heiligsprechung kostet. —

Ein Zigeunerspruch in Tisch.

Während einer recht rauhen Winterszeit kam eine Zigeunerfamilie nach Tisch bei Kalsching. Keiner der Bauern wollte ihnen Herberge geben, bis sich endlich einer dazu entschloss und sie in die Scheuer einließ. Da machten sie in der Scheuer Feuer an. Der Bauer, eine Feuersbrunst befürchtend, stellte sie darüber zur Rede. Da nahmen sie einen Schaub Stroh und sagten zum Bauer: „Suche Dir einen Strohhalm aus, wir werden ihn herausbrennen, ohne dass die anderen Strohhalme Feuer fangen,“ was auch geschah. Dann sprachen sie: „Dieses Haus soll feuerfest sein, und wenn alle in der Nachbarschaft brennen, dieses wird verschont bleiben!“ Das Haus ist aber jetzt schon weggeräumt.

Der Ehebrecher in Tisch.

In Tisch bei Kalsching hatte ein Ehemann neben seiner Frau eine Geliebte. Die Frau wusste um das, sagte jedoch nichts. Da starb der Mann. Die Frau verzieh ihm alles und betete für ihn. Nach einiger Zeit gieng der Mann in's Zimmer, saß eine Weile, redete aber nichts und gieng dann. Nach längerer Zeit hob die Frau in der Scheuer einen Schaub Stroh weg, — da sah sie ihren Mann hocken. „Nun mein Mann, was machst denn Du da?" redete sie ihn an. Der aber antwortete: „Jetzt hast mich erlöst. Hättest mich nicht angeredet, wäre ich immer und ewig verloren gewesen. Ich war ja schon bei Dir und Du hast mich nicht angeredet. Und wenn Du mir nicht verziehen und für mich nicht gebetet hättest, wäre es schlecht für mich. So aber steht es jetzt gut für mich und für Dich steht es auch nicht schlecht."

Der Plöckensteinsee.

Nach Adalbert Stifter.

Der Plöckensteinsee ist ein Zauberwasser, das Gott mit schwarzer Farbe gezeichnet und in diese Einöde verlegt hat. In demselben schwimmen unnatürliche Fische, und hinten steht eine Felswand, in welcher sich lange Gänge befinden. Alles flimmert von Gold und Silber, schönen Geschirren und rothen Karfunkeln wie ein Kopf so groß. Vor vielen hundert und hundert Jahren hat ein heidnischer König aus Sachsen, der vor dem frommen Kaiser Karl floh, sich und seine Schätze in diesen Felsen vergraben, und bei seinem Tode sie verzaubert, dass man weder Thor noch Eingang sehen kann — nur während der Passionszeit, so lange in irgend einer Kirche der Christenheit noch ein Wörtlein davon gelesen wird, stehen sie offen — da mag jeder hineingehen und nehmen, was er will; aber ist die Zeit um, dann schließen sie sich und behalten jeden inne, der sie versäumt. Vor vielen hundert Jahren ist ein Mann, der auf dem Schestauer Hause in Salnau wirtschaftete, aber viel Fluchens und arge Werke trieb, deswegen auch sein Gut nicht vor sich bringen konnte, am Charfreitage,

als alle Christen vor dem Grabe des Herrn beteten, hinaufgestiegen, und hat, damit er mehr Schätze tragen könne, auch sein Söhnlein mitgenommen. Wie sie nun eintraten, befiel das unschuldige Kind ein Grausen, dass es rief: „Vater, Vater, sieh die glühenden Kohlen, geh' heraus!“ — Aber diesen hatte der böse Feind geblendet, dass er unter den Karfunkeln wählend und wühlend seine Zeit nicht wahrnahm, bis der Knabe wie mit einem Windsruck an dem See stand, und gerade sah, wie der Fels mit Schlagen und Krachen sich schloss, und den unseligen Vater lebend darinnen behielt. Den Knaben befiel Entsetzen, er lief, als ob alle Bäume hinter ihm her wären, bergab, und die heilige Jungfrau lenkte seine Schritte auch so, dass er sich glücklich nach Hause fand. Er wuchs heran, wurde gottesfürchtig, und fastete jeden Charfreitag bis die Sterne am Himmel standen — war auch gesegnet in seinen Feldern und in seinem Stalle.

Der Dreisesselberg.

Nach Adalbert Stifter.

In der uralten Heidenzeit saßen auf dem Berge zwei Stunden vom Plöckensteinsee entfernt, drei Könige und bestimmten die Grenzen der drei Lande: Böheim, Baiern und Oesterreich — es waren drei Sessel in den Felsen gehauen, und jeder saß in seinem eigenen Lande. Sie hatten vieles Gefolge, und man ergötzte sich mit der Jagd. Da geschah es, dass drei Männer zu dem See geriethen und im Muthwillen versuchten, Fische zu fangen, und siehe, Forellen, roth um den Mund und gefleckt wie mit glühenden Funken, drängten sich an ihre Hände, dass sie deren eine Menge ans Land warfen. Wie es nun Zwielicht wurde, machten sie Feuer, thaten die Fische in zwei Pfannen mit Wasser und stellten sie über. Und wie die Männer so herumlagen, und wie der Mond aufgegangen war, und eine schöne Nacht entstand, so wurde das Wasser in den Pfannen heißer und brodelte und sott und die Fische wurden darinnen nicht todt, sondern lustiger und lustiger — und auf einmal entstand ein Sausen und ein Brausen in den Bäumen, dass sie meinten, der Wald

falle zusammen, und der See rauschte, als wäre Wind auf ihm, und doch rührte sich kein Zweig und keine Welle, und am Himmel stand keine Wolke, und unter dem See gieng es wie murmelnde Stimmen: es sind nicht alle zu Hause — zu Hause. Da kam den Männern eine Furcht an, und sie warfen alle Fische ins Wasser. Im Augenblicke war Stille, und der Mond stand recht schön an dem Himmel. Sie aber blieben die ganze Nacht auf einem Stein sitzen und sprachen nichts, denn sie fürchteten sich sehr, und als es Tag geworden, giengen sie eilig von dannen und berichteten alles den Königen, die sofort abzogen, und den Wald verwünschten, dass er eine Einöde bleibe auf ewige Zeiten.

Die Karlsburg bei Bergreichenstein.

Nach Heinrich Leo Weber.

Auf der Karlsburg bei Bergreichenstein wohnten einst drei sehr reiche Schwestern, welche das Gold in Fässern aufbewahrt hatten. Eine der Schwestern war blind, und als sie das Gold theilten, wurde diese von den anderen betrogen, indem sie ihr das Fass mit Sand füllten und oben nur eine Schicht Goldes darüber lagerten. Aber die Blinde entdeckte den Betrug und verfluchte ihre Schwestern, so dass diese verzaubert wurden und nach dem Tode keine Ruhe finden kommen. Noch jetzt soll man öfters zwei weiße Frauengestalten in dem Trümmerwerke der Burg sehen. — Ein geldgieriger Müller kam am Palmtage zur Karlsburg. Am Thore frug ihn eine Frau, was er wolle. Er jammerte ihr vor, dass seine Mühle abgebrannt sei. Sie gab ihm Geld und er gieng. Plötzlich hörte er hinter sich ein Geräusch, er blickte um — und auf einmal war das Geld weg. Als er heimkam, stand seine Mühle in Flammen. — Am Charfreitag gieng einst ein Holzhauer aus Neuhof in den Schlosswald um Holz. Im Hofe der Burg fand er viel Holz aufgespeichert, und in einem Keller fand er ein Fass, welches er öffnete und Geld darinnen vorfand. Voll Freuden füllte er seine Taschen. Als er jedoch heimkam, hatte er anstatt des Geldes Steine in der Tasche. — Ein Pfarrer gieng mit einem Manne, der eine Fahne

trug, in die Burg, wo sie eine Kiste fanden, auf der ein Hund mit feurigen Augen und feuriger Zunge lag. Sie verjagten ihn und öffneten die Kiste — da stieg eine weiße Gestalt heraus. Der Pfarrer starb nach drei Tagen, und als er in's Grab gesenkt werden sollte, lag der Hund darinnen. — Ein Mann bestieg einmal jenen Thurm, auf welchen jetzt keine Treppe mehr führt. Als er mitten auf der Stiege war, brach diese ein und er fiel hinunter in ein Burgverließ, woselbst er bis Mitternacht liegen blieb, worauf ihn eine weiße Frau in den anderen Thurm führte. Daselbst saßen Ritter bei bairischem Bier, welche auch ihm zu trinken gaben und sich dann in ein Kartenspiel mit ihm einließen, wobei sie ihm sein ganzes Geld abspielten. Als es ein Uhr schlug, verschwanden die Ritter unter donnerähnlichem Getöse. Die weiße Frau gab ihm sein verspieltes Geld zurück und führte ihn weit fort von der Burg, worauf sie verschwand. — Jesuiten haben nachher die Schätze von der Burg mit einem Wagen weggefahren, wobei die Räder bis auf die Axen in den Koth einsanken. — Ein Jäger kam in die Karlsburg, und als ein Hase an ihm vorüberlief, schoss er nach demselben, da stand plötzlich ein weißes Männlein in der Burg, welches ihm drohte. Der Jäger jagte den ganzen Tag fort, und als er heimkam, war seine Familie todt. — Einen armen Mann aus Bergreichenstein lud das Männlein ein, am Palmsonntage während der Messe Gold zu holen. Sein Weib hieng ihm ein Muttergottesbild um, und er gieng. Das Männlein ermahnte ihn, nichts zu reden, führte ihn in den Keller zu einer großen Kiste, die von selber aufsprang, und hier konnte er sich nehmen was er wollte. Da hörte er eine Stimme, wie die seines Weibes: „Wo hast Du denn Dein Muttergottesbild?" Und er rief: „Das habe ich ohnehin!" Auf das hin verschwand die Kiste und das Männlein, und seine Taschen waren leer. — In der Karlsburg war eine silberne Glocke. Als Feinde kamen, wurde sie auf dem Holmwege bei Himmelreich vergraben. Nach dem Volksglauben durfte derjenige, der sie ausgraben wollte, kein Wort sprechen. Ein armer Mann wollte sie mit der Frau ausgraben. Sie gruben und hoben die Glocke mit einer Stange heraus. Da sprach der Mann zu seinem Weibe: „Du, jetzt gehe nach Hause und hole Erdäpfel (zum Abendmahl)." Da fiel die

Digitized by Google

Glocke wieder in die Tiefe und konnte seither nicht gefunden werden. Sie ist noch immer in der Nähe von Himmelreich vergraben, und wer sie findet, kommt in den Himmel.

Sagen von Bergreichenstein.

Nach Heinrich Leo Weber.

In Bergreichenstein wurde im Jahre 1723, wie jetzt noch die Akten vorliegen, die Zigeunerin Rosina Gottermaß vom Bürgermeister und dem Stadtrathe, die damals noch das Strafgericht ausübten, verurtheilt, dass ihr sowie deren Tochter Trautl das rechte Ohr abgeschnitten, Trautl aber überdies noch dreimal mit Ruthen um den Galgenberg, wo der alte Ringplatz von Bergreichenstein war, gepeitscht werden solle. Die alte Zigeunerin erbot sich, sich beide Ohren abschneiden und um den Galgenberg sich peitschen zu lassen, wenn die sehr schöne Tochter verschont bleibe — aber vergebens. Das Urtheil wurde an beiden vollzogen. Da rief die alte Zigeunerin: „Weil Ihr so hartherzig seid, soll Eure Stadt verflucht sein. Die Fremden, die hieher kommen, sollen Glück haben, die Einheimischen aber in Armut und Elend versinken!“ — Die Trautl wälzte sich vor Schmerz in einem Erbsenfelde. Der Besitzer desselben wollte sie vertreiben, da sagte sie: „Dein Feld soll von nun an zehnmal mehr tragen als alle in der Nachbarschaft,“ was auch in Erfüllung gieng.

Der unterirdische See.

Nach B. Semlbauer.

Im Innern des künischen Gebirges ist ein ausgedehnter See, aus welchem alle Gewässer des Gebirges, auch der Schwarze See, gespeist werden. Ein Bergmann, der in der St. Katharinaer Erzgrube arbeitete, hat ihn einmal durch die Spalten der Erzgänge erblickt. Einst aber wird die Zeit kommen, wo dieser See das Gebirge durchbricht und das ganze Land zu Füßen des Gebirges überschwemmt und vernichtet.

Die Hexe von Holletitz.

Nach B. Semlbauer.

In der Christmette sind auch die Hexen, jedoch unsichtbar, in der Kirche anwesend. Nur der sieht sie, dem ohne sein Wissen ein vierblättriges Kleeblatt in die Rocktasche gesteckt wird. Aber wehe ihm! Denn am Heimwege verführen ihn die Hexen und er wird gewöhnlich an einem wüsten Orte aufgefunden. — Dem Höfa-Hansl von Holletitz wurde auch einmal in der Christmette ein vierblättriges Kleeblatt in die Rocktasche gesteckt. Als er so von ungefähr vom Gebetbuche aufblickte, sah er hinter den Beichtstühlen und in Winkeln versteckt die Hexen sitzen, welche ihn wüthend und zähnefletschernd anblickten. Auch eine Häuslerin von Holletitz war darunter. Als der Gottesdienst zu Ende war, umringten ihn die Hexen, thaten ihm allerlei Schabernack an und wollten ihn mit sich locken. Er war gänzlich verwirrt, so dass er nicht mehr wusste, wo er sich befand, und glaubte in lauter Wasser zu waten, weshalb er die Füße beim Gehen ungemein hoch aufhob. Seine Freunde, die ihm verwundert zusahen, riefen ihn endlich an, und das war sein Glück. Dadurch verloren die Hexen die Macht über ihn und er kam glücklich heim. Am nächsten Tage kam die Hexe, welche von Holletitz war, und bedrohte ihn mit Tod und Verderben, wenn er sie verrathen würde. Er schwieg auch wirklich, bis die betreffende Person gestorben war, dann erst erzählte er diese Begebenheit.

Die weiße Frau von Bistritz.

Nach Balthasar Semlbauer.

Das Schloss Biestritz war früher eine stark befestigte Burg mit klafterdicken Mauern, hohen Thürmen und tiefen, finsteren Kerkern. In dieser Burg zeigte sich jedesmal eine geisterhafte Erscheinung, sobald der Familie des Besitzers ein Todesfall oder sonst ein großes Unglück bevorstand. Es schwebte aus dem Ahnensaale die Gestalt einer verschleierten weißen Frau, welche mit einem Arme nach oben zeigte, den anderen aber wie segnend ausgestreckt hielt. Sie durchwan-

delte lautlos wie ein Hauch den Hauptgang und verschwand tief aufseufzend im Thurm. Das letztemal wurde sie gesehen vor dem Tode des letzten Grafen Palm.

Der Ossier-Berg.

Nach Grueber-Müller.

Neben den beiden Gipfeln des Ossierberges erhob sich in grauer Vorzeit noch ein dritter. Drei Riesen und zwar Brüder, bewohnten in drei festen Burgen diese Gipfel. Einer von ihnen wurde wegen seiner Gottlosigkeit mit Burg und Berg von der Erde verschlungen, die beiden anderen aber zogen mit Kaiser Karl dem Großen gegen die heidnischen Ungarn, die Avaren.

Gründung des St. Leonhardkirchleins.

Nach Johann Rank.

Auf der Burg Klenau hausten seinerzeit gefürchtete Raubritter. Einer der schlechtlichsten war Prschibik. Dieser ließ drei adelige Brüder, welche er im Kriege besiegt und gefangen hatte, in das sieben Klafter tiefe Burgverließ werfen, um sie daselbst verhungern zu lassen. Die drei Brüder riefen im Verließ Gott und alle Heiligen um Hilfe an, doch vergebens. Da riefen sie zu Meister Satanas um Hilfe. Dieser erschien sofort unter leichtem Donnerschlage, mit Hörnern, Feueraugen und langem Schweif, glühende Kohlen und Flammen speiend. Er sprach: „Wenn einer von euch sich für die anderen zwei opfern und mir in die Hölle folgen will, so will ich euch retten!“ Die drei Brüder stutzten zwar darüber, doch ihre elende Lage veranlasste sie, den Vertrag anzunehmen. Sie losten, und es fiel auf den jüngsten, namens Johann, das Los, dem Teufel zu folgen. „Recht,“ sagte der Teufel, indem er glühende Kohlen ausspie, „fangen wir an!“ Er winkte, es spaltete sich der Felsen und die Brüder traten in's Freie. Sie fielen nieder und dankten Gott für die Rettung. Der Teufel aber erfasste sein Opfer und schwang sich mit ihm hoch in die Luft. Hier schrie Ritter Johann laut auf, und indem er sich des hl. Leonhard, seines Schutzpatrons, erinnerte, der

ihm schon öfters geholfen hatte, flehte er zu diesem um Hilfe. Da erschien der hl. Leonhard mit einer großen Geißel und hieb auf Satanas ein. Beim dritten Hieb ließ der Teufel sein Opfer fallen. Er versetzte aber dem Ritter noch eine Maulschelle, dass dieser mit drei ausgeschlagenen Zähnen am Erdboden bewusstlos liegen blieb. Als Ritter Johann aus seiner Ohnmacht erwachte, gelobte er, am selben Platze zu Ehren des hl. Leonhard ein Kirchlein zu bauen, was er auch that. Das Kirchlein steht heute noch; es ist das St. Leonhardskirchlein bei Kohlheim.

Der Schatz von Baiereck.

Nach B. Semlbauer.

Als der Feind die Burg Baiereck belagerte, ließ der Besitzer derselben seinen unermesslich reichen Schatz zusammentragen und tief unten im Keller vermauern. Der Feind eroberte und zerstörte die Burg. Als er den Schatz nicht finden konnte, verwünschte er ihn, wodurch der Böse Macht über den Schatz bekam und ihn seit der Zeit sorgfältig behütet. Nur am heiligen Weihnachtstage zwischen 12 und 1 Uhr nachts ist der Zugang zu ihm offen, und nur ein Gottbegnadeter kann dann denselben heben; er muss aber vor Schlag ein Uhr wieder heraus, sonst ist er selbst dem Teufel verfallen, der ihn dann holt. Andere sagen, dass am Palmsonntage, während in der Leidensgeschichte des Heilandes gelesen wird, der Schatz zu heben sei. Drei Bauern aus Glashütten wollten den Schatz heben, sie wendeten fast ihre ganze Wirtschaften daran, um durch Nachgraben den Keller zu finden. Als sie endlich die Kellerräume fanden, brach einer die anbefohlene Lautlosigkeit, indem er vor Freude einige Worte sprach — und sofort war der Schatz weg. Die Bauern fand man am anderen Tage am Fuße des Berges liegen. Es heißt nun, dass auf den Mauern der Ruine eine Tanne wachsen werde. Dieselbe wird vom Sturme herabgerissen werden; aus ihr werden Bretter geschnitten, aus denselben eine Wiege gemacht werden, und der erste Knabe, der in der Wiege ruhen wird, wird den Schatz in oben angegebener Zeit heben können.

Das Chodenschloss.

Nach Mathias Czerny.

Als ihm Jahre 1635 die Choden an den Freiherrn Wolfgang Wilhelm von Lammingen und Albenreuth als Erbeigenthum verkauft worden waren, begannen sie einen Prozess, um wieder in ihre Rechte und Freiheiten eingesetzt zu werden. Das Ende des Prozesses war, dass die Chodenführer zum Tode verurtheilt wurden. Einer dieser unschuldig verurtheilten hieß Johann Sladky, genannt Kozina, der am 28. November 1695 auf dem Marktplatze in Pilsen öffentlich hingerichtet wurde. Ohne alle Furcht hatte Kozina die Stufen des Galgens erstiegen. Da hatte er unter der Zuschauermenge seinen Verderber Max von Lammingen, den Sohn und Erben Wilhelm Wolfgangs von Lammingen erblickt, worauf er mit kräftiger, weithin vernehmbarer Stimme ausgerufen hat: „Lammingen, von heute in einem Jahre wirst du mit mir vor dem Richterstuhle Gottes stehen; dann musst du Rechenschaft geben über dieses mir zugefügte Unrecht!“ Darauf hatte ihm der Henker den Strick um den Hals geworfen und Kozina war in wenigen Augenblicken eine Leiche.

Max von Lammingen hat das ganze Jahr ob dieser Prophezeiung viel Furcht ausgestanden. Als das Jahr um war, veranstaltete er ein großes Festgelage, wozu er zahlreiche Gäste einlud. Alle waren froher Laune, besonders der Freiherr war heiter gestimmt. Als die Uhr zwölf schlug, erhob er sich und rief höhnisch: „Kozina, du bist ein schlechter Prophet! Das Jahr ist um und ich bin noch da!“ Auf einmal entstand ein furchtbarer Sturm, ein gräßliches Getöse erhob sich, die Lichter verlöschten und die Anwesenden verloren vor Schrecken fast die Besinnung. Als sie sich endlich von ihrem Schrecken erholt hatten, fanden sie den Freiherrn todt in seinem Stuhle sitzen. Das Volk erkannte darin das Gericht Gottes und behauptete. der Teufel habe die Seele des Freiherrn geholt, welch letzterer sich um einen Tag verrechnet hatte, da das Jahr 1696 ein Schaltjahr war, woran er nicht gedacht hatte. — Der Geist Lammingens hat noch lange im Schlosse gespukt.

Der Ort Rothenbaum.

Nach Max Klima.

Ueber die Entstehung der Kirche und des Ortes Rothenbaum erzählt man sich folgende Sage: Ein Hirt aus Flecken schnitzte aus dem oberen Theile eines Baumes ein Madonnenbild, um davor seine Andacht zu verrichten. Den unteren Theil des Baumes strich er roth an. In der Nähe war das Jagdschloss des Herrn von Lammingen (der jetzige Pfarrhof), welcher öfters in der Gegend jagde. Auf einer solchen Jagd traf der Graf den Hirten, wie derselbe vor dem Bilde kniete und betete. Das gefiel demselben so sehr, dass er dort eine Kapelle bauen ließ, aus welcher in der Zeit, als sich mehr Leute daneben ansiedelten, eine Kirche gebaut wurde.

Der Selbstmörder.

Nähere Angaben muss ich aus gewichtigen Gründen verschweigen, ich verrathe nur das Hauptsächlichste. Ein junger Bursche hängte sich aus Spass auf und erhängte sich dabei. Seine Mutter, die von der Sache nichts wusste, hörte in den Lüften immer schreien: „Au weh, Mutter, helft mir, au weh, Mutter, helft mir!“ — Nach einiger Zeit wollte die Mutter ihren Sohn als Geist sehen und, wie mir erzählt wurde, gieng sie drei Nächte hintereinander auf einen Kreuzweg, wo sie mit geweihter Dreikönigkreide einen Kreis um sich machte. In der ersten Mitternachtsstunde hörte sie gar nichts, in der zweiten ein bisschen, und in der dritten giengen alle jene vorbei, welche sich freiwillig das Leben genommen, und da war ihr Sohn darunter. Aber reden durfte sie nicht mit ihm. Nach dem Volksglauben müssen nämlich alle Selbstmörder noch so lange auf der Erde verweilen, als sie zu leben gehabt hätten. Sie müssen da oft im Hause bleiben, und wenn alles recht still ist, hört man sie hämmern wie das Ticken einer Uhr. Man nennt's das Erdhammerl. — Einer machte mit geweihter Dreikönigskreide ein Kreuz auf einem Kreuzwege und setzte sich darein. Da sah er lauter Katzen, seine eigene auch dabei. Am anderen Tage redete er seine Katze folgendermaßen an: „Du hast dich bei Nacht gut unterhalten!“ Da verschwand die Katze und war nie mehr zu sehen.

Der Flucher.

Nach Johann Rank.

Es lebte einmal ein Federnhändler, der in einemfort fluchte, so dafs es den Leuten die Haare anzog. Einmal spielte er im Wirtshaus Karten und verlor viel Geld. Voll Verdrufs und vom Trinken erhitzt, gieng er hinaus. Es rifs ihm ein Hosenknopf, weswegen er gotteslästerlich zu fluchen anfieng und gar nicht mehr enden wollte. Da sauste der Teufel aus der Luft herab, packte ihn mit seinen Krallen, trug ihn über das Gebirge und warf ihn dann mit solcher Gewalt in eine Pfütze nieder, dafs der Schmutz bis an die Wolken über ihn aufflog.

Der Teufel in der Kirche.

Einmal sah ein gottesfürchtiger Mann in der Kirche den Teufel im Fenster stehen, wie er auf einer Haut alle jene, welche in der Kirche schliefen, lachten, schwätzten, kurz sich Sünden zuschulden kommen liefsen, aufschrieb. Die Haut war schon voll, und noch immer schliefen Leute ein, die der Teufel auch aufschreiben wollte, und auslöschen wollte er niemand. Da zog er die Haut mit den Zähnen, prallte aber ab und schlug sich den Kopf hinten an. Der Mann fieng darüber zu lachen an, da schrieb der Teufel auch ihn auf und verschwand dann.

Das Waschweiberl.

Nach Johann Rank.

In einem Bache sah man zur Heuerntezeit unter Erlengebüsch alljährlich eine Schar badender Weibchen in der Gröfse von einjährigen Kindern, welche da plätscherten und Windeln zum trocknen aushängten. Von der Ferne konnte man ihnen zusehen, wenn man aber in deren Nähe kam, erhoben sie ein Geschrei, packten ihre Windeln zusammen und verschwanden in den Wellen. Ein grofser Vogelfänger, ein Bauernbursche, richtete eine Falle im Gesträuch am Bache auf — und wirklich fieng sich ein solches Waschweiberl. Dasselbe hatte ein weifses Kleid aus Leinwand und wohlgekämmte

Haare, die bis an die Waden reichten. Es ließ sich vom Burschen ohne Sträuben nach Hause tragen. Kaum in die Stube gebracht, streichte es die Hemdärmeln zurück, schürzte das Kleidchen und fieng an, geschäftig aufzuräumen, Geschirr zu waschen, Fenster zu reinigen und arbeitete stets, ohne sich etwas schaffen zu lassen, wobei es stets lustig sang. Abends kam immer das Wassermännlein, klammerte sich draußen an die Wand und sprach immer zum Fenster hinein und das Waschweiberl sprach von innen hinaus. Das Männlein trug ihm auf, nichts von ihren Geheimnissen auszuplaudern. — Als der Winter kam, wollten die Leute dem Waschweiberl warme Schuhe machen lassen; aber es ließ sich kein Maß nehmen. Man streute Mehl auf den Fußboden und nahm das Maß nach den Tritten des Weibchens. Als die Schuhe fertig waren, stellte man sie dem Weiberl auf die Bank, dass sich dasselbe nach Belieben derselben bedienen könne. Aber das Waschweiberl fieng an zu schluchzen und zu weinen, weil man seine Bemühungen belohnen wollte, nahm die Schuhe, streichte die Hemdärmelchen vor, entschürzte das Kleidchen und lief laut klagend davon. Es wurde nie wieder gesehen. Es lebt eine Mutter in Böhmerwald, deren Mutter noch als Kind im Hause ihrer Eltern lebte, als sich diese Geschichte zugetragen hat.

Stilzl, der Pferdehirt.

Nach Balthasar Semlbauer.

In Flecken, Heuhof, Rothenbaum ꝛc. erzählen die Leute folgende Sage: Stilzl hatte gerade 100 Pferde zu hüten; er versah sein Amt zwar mit Eifer, fluchte aber dabei entsetzlich. Einmal zählte er alle Pferde, zählte aber nur 99, weil er das nicht mitzählte, auf dem er ritt. Er wetterte und fluchte da so sehr, dass man des Himmels Einsturz befürchten musste. Da alles nichts half, er das hundertste Pferd nicht fand erhängte er sich an einem Stricke. Stilzl hat aber keine Ruhe, er muss heute noch Nacht für Nacht bis zum Morgengrauen sein hundertstes Pferd suchen. Jeder verwegene Nachtwandler, der den Muth hat, den Namen Stilzl zu rufen, wird bis zum

Morgen herumgejagt und muss nebstbei noch den gespensterhaften Pferdhirten tragen, der auf dem Verwegenen reitet.

Die wilde Jagd.

Nach B. Semlbauer.

Einst gieng ein Mann von einem Nachbardorfe, wo er zu Besuche war, spät abends nach Hause. Sein Weg führte ihn durch den Wald. In Gedanken versunken, gieng er dahin, als er plötzlich einen entsetzlichen Lärm vernahm, der immer näher kam. Hunde bellten, Peitschen knallten, Pferde wieherten und ein fürchterliches Heulen und Rauschen erfüllte die Luft. Der Mann rief in seiner Angst: „He, Hallo, Hilfe!“ Da kam es heran wie Windsbraut, gieng über ihn hin, drückte ihn zu Boden und richtete ihn übel zu. Die wilde Jagd war über ihn hinweggesaust. Am anderen Tage fand man ihn krank am Wege. Hätte sich der Mann mit gekreuzten Armen und abwärts gewendetem Gesichte flach auf die Erde gelegt, so hätte ihm die wilde Jagd nichts anhaben können.

Melusine.

Nach B. Semlbauer.

Melusine war eine recht, recht arme, mit einer zahlreichen Kinderschar gesegnete Witwe. Sie arbeitete Tag und Nacht, um Brot für sich und die Kinder zu verdienen. Da wurde sie einmal krank und konnte nicht mehr arbeiten. Weil sie aber nichts erspart hatte, litt die Familie bald Noth an allem; sie hatten nichts zu essen, keine Kleider und keine Betten. Melusine schickte ihre Kinder zu den Nachbarn und ließ dieselben um Brot bitten. Diese aber waren hartherzig und jagten die frierenden und hungernden Kinder fort. Da es Winter war, kam es so weit, dass Melusine sammt den Kindern vor Hunger und Kälte starben. Ehe sie aber starb, verfluchte sie die hartherzigen Leute und sagte, sie werde dieselben oft und oft ärgern, und zwar als Windsbraut. — Wenn der Wind nun recht um die Häuser fährt und es in allen Winkeln ächzt und stöhnt, wenn das Ofenfeuer fludert und das Heizthürchen aufstößt, wenn die Windfahne am Dache

wie toll sich dreht und knarrt, dann sagen heute noch die Kinder: „Melusine weint!“ Sie laufen zur Mutter und bitten um etwas Mehl und Federn, die sie dem Winde preisgeben in der Meinung, Melusinen und ihren Kindern damit zu helfen.

Der Dudelsackpfeifer.

Nach Karl Neubauer.

Nach einer Hochzeitsfeier kehrten die Gäste heim. Als letzter gieng der Dudelsackpfeifer von dannen. In der stockfinsteren Nacht fand er trotz eifrigen Suchens sein Hänschen nicht. Er fieng zu fluchen an. Da begegnete ihm ein Mann mit schwarzem Mantel und frug ihn, ob er gut Dudelsack pfeifen könne, und als er dies bejahte, hieß er ihn mitkommen, wofür er ihn gut zahlen werde. Er folgte dem Führer querfeldein über Stock und Stein, und endlich in ein großes, hellerleuchtetes Schloss. „Wir sind am Ziele“, sprach der Fremde, „nur musst du das Wörtchen ‚Gott‘ vermeiden, und du wirst gut bezahlt werden“. Als der Dudelsackpfeifer in's Schloss kam, reute ihn sein Entschluss schon. Das Schloss war mit tausend und tausend Fackeln beleuchtet, doch die Wände waren schwarz, die Frauen und Tänzer schwarz und bleich. Er spielte und spielte die ganze Nacht, dass ihm fast der Athem vergieng, doch die Tänzer wollten nicht aufhören. Endlich nahten sich ihm die Tänzer, und jeder warf dem Dudelsackpfeifer so viel Geld in den Hut, dass es derselbe kaum fassen konnte. Voller Freude rief er: „Vergelts Gott!“ Wie er das Wort Gott aussprach, geschah ein Schlag, das Schloss krachte in den Fugen, der Glanz verlosch — und alles war verschwunden. Der Dudelsackpfeifer zitterte wie Espenlaub, alles Geld war weg, es war ihm, als stünde er unter einem Galgen, an dem ein Mensch hänge. Eiligst lief er davon und getraute sich nicht umzusehen, den der Teufel war hinter ihm. Er lief in die Kirche und that das Gelübte, nie mehr den Dudelsack zu pfeifen, was er auch hielt.

Der schwarze See.

Nach B. Semlbauer.

Tief unten am Grunde des schwarzen Sees wohnen die Seenixen mit ihrem Beherrscher, dem alten bärtigen Neck. Die Nixen pflegen am kühlen Grunde eifrige Berathungen, steigen an sonnigen Tagen an die Oberfläche des Sees, lassen ihre silberschimmernden schuppigen Leiber von den Wellen schaukeln. Manchmal besuchen sie die Nixen anderer Seen, denn die Böhmerwaldseen stehen alle unterirdisch in Verbindung. Diese Nixen lieben die Menschen. Wehe aber, wenn jemand einen Stein in den See wirft, der eine von ihnen trifft oder auf deren Wohnungen fällt: ihr Zorn ist dann fürchterlich. Der See fängt an zu wallen und zu kochen, dicker, finsterer Nebel steigt aus ihm empor, Blitze zucken, Donner krachen, und der Thäter muss seine That mit dem Leben büßen, wenn er nicht rechtzeitig entflieht. — Im schwarzen See befinden sich auch Fische mit rothen Augen, welche sprechen können.

Die Kirche zu St. Katharina.

Nach Karl Raitmaier.

Vor langer Zeit war dort, wo heute die Ortschaft St. Katharina steht, dichter Urwald, in dem wilde Thiere hausten und Kohlenbrenner ihre Meiler hatten. Als einst ein Köhler Holz zu einem neuen Meiler fällte, wurde er von einem Bären überfallen. In der Todesangst gelobte er, der hl. Katharina eine Kapelle zu erbauen, wenn er mit dem Leben davonkomme. Als er den Bären wirklich besiegte, hielt er Wort und erbaute die Kapelle. — Nach anderen ist dies die sogenannte Bärenkapelle bei Fuchsberg, zu der heute noch die Leute aus St. Katharina wallfahrten gehen.

Jesus auf der Wanderschaft.

Nach B. Semlbauer.

Als der liebe Gott und der hl. Petrus noch auf Erden wandelten, traf es sich, dass sie zu einem Bauplatze kamen. Hier war vorher der Dachstuhl gehoben worden und die Leute ließen sich das „Hebebier" gut schmecken. Dabei gieng es hoch her. Petrus wollte sich auch dabei betheiligen, der Herr aber verweigerte ihm das, erlaubte es zuletzt aber doch, als er die unzufriedene Miene des Petrus sah. Der Herr machte dem Petrus heimlich eine Geige am Rücken. Als Petrus damit unter die Leute kam, hielt man ihn für einen Spielmann, und verlangte, er möge aufspielen. Petrus, der von seiner Geige nichts wusste, entschuldigte sich, dass er kein Spielmann, sondern der Begleiter des Herrgott sei. Die Leute wurden darüber böse, prügelten den Petrus ttüchtig durch und jagten ihn fort. Als er zum Herrgott kam, erzählte er demselben sein Missgeschick und bat ihn, er möge den Zimmerleuten zur Strafe im Holze eiserne Aeste wachsen lassen. Der Herr verwies ihm die Neugierde und erfüllte seine Bitte nicht. Wenn aber die Zimmerleute beim Holzaushacken auf einen recht harten Ast kommen, so sagen sie heute noch: „Das ist ein Nagel des hl. Petrus".

Der erste Tscheche.

Als unser Herr Jesus Christus einst mit seinem Jünger Petrus auf großen Reisen war, kam er auch nach dem Lande Böhmen, das aber damals noch menschenleer war. „Ach Meister!" sprach Petrus, „könntest du denn dieses schöne Land nicht bevölkern? — „O nein", antwortete der Herr, „dazu habe ich keine Lust; denn die Menschen, die ich hier schaffen könnte, würden doch nichts taugen". — Als sie nun weiter wanderten und in der Mittagshitze im Schatten einiger Bäume ausruhten, kam Petrus wieder auf die Sache zurück und redete eindringlich dem Herrn ein, dass er doch den Baumstumpf, auf den er gerade seinen Mantel gehängt hatte, zu einem Menschen umschaffen möge. — „Nun," sagte der Herr, „du wirst sehen, was das für eine Sorte Menschen wird, wenn ich deinem Wunsche nachgebe. — Stock, werde

ein Menſch!“ rief der Herr mit lauter Stimme. Siehe, da regte es ſich mit Macht in dem Stumpfe; es hub ſich höher und höher — und aus dem Stocke ward ein Stockböhme. Kaum aber war er entſtanden, als er ſich hurtig bückte, den Mantel des Petrus aufraffte und mit ihm davonlief. — „Siehſt du,“ ſprach nun der Herr zu ſeinem Jünger, „wie die Menſchen in dieſem Lande ſind?“ — Da ſchlug Petrus die Hände über dem Kopf zuſammen und rief: „O“, über den ſchnöden Undank! Da geht es ja nach dem Sprichwort: Trau, ſchau, wem? nur nicht einem — Tſchechen!“

Bäume, Sträucher und Blumen in Sage und Dichtung der Böhmerwäldler.

So weit der deutsche Laut ertönt, die deutsche Zunge spricht, überall treffen wir den unbeugsamen Baum, unsere deutsche **Eiche**, „Sturmesfest steht unsere deutsche Eiche!“ Und so wie das Deutschthum im Böhmerwalde festwurzelt, so steht auch dieser Baum, die Eiche, das Symbol des deutschen Volksgeistes, in diesem gesegneten Strich der Erde. Die Eiche beugt sich nicht, und wenn gleich das Sprichwort sagt: „Durch wiederholte Streiche fällt die stärkste Eiche“, so können wir doch ganz stolz unseren Volksfeinden unbeugsam wie die Eiche zurufen: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!“ Wie bei den Griechen und Römern die Eiche dem Jupiter geheiligt war (siehe die Eiche von Dodona), so war sie bei unseren Vorfahren dem Donnergotte Thor geweiht. Unter Eichen hielten die Germanen, sowie auch die Kelten ihren Gottesdienst und ihre Versammlung ab. Die Eiche galt ihnen als zauberkräftig und zauberbannend, und unter Eichen opferten sie ihren Göttern. Der heilige Bonifazius fällte bei Geismar in Hessen eine dem Thor geweihte Eiche. Am 10. August 1441 wurde unter einer Rieseneiche in der Nähe von Schermbeck ein Fehmgericht abgehalten. Ein Eichenkranz gilt als Symbol der Vaterlandsliebe und Vaterlandstreue.

Neben der Eiche treffen wir in unserem Böhmerwalde die **Linde** sehr oft an. Sie ist mit unserem Volksleben so sehr verwebt. Auf freien Plätzen, vor der Kirche ꝛc. finden wir diesen Baum, wie ja früher jedes Dorf die sogenannte Dorf-

linde haben mußte. Viele Orte haben daher den Namen nach der Linde, und manche Felder führen den Namen „bei der Linde“ ohne daß sich auch die ältesten Leute mehr erinnern können, daß dort eine Linde gestanden wäre; diese Bezeichnungen müssen daher sehr alt sein. Auch Personennamen erinnern im Böhmerwalde viel an die Linde, z. B. Lindl, Hammerlindl, Lindauer ꝛc. An der Linde, sagt der Volksmund, müssen die Liebenden scheiden, und unter dem Lindenbaum soll die Braut ihren Geliebten wiedererwarten. Unsere Vorfahren haben unter der Linde die Gerichtsverhandlungen abgehalten. In der deutschen Heldensage hat der Held des Nibelungenliedes, Siegfried, unter der Linde den Drachen getödtet, und ein Lindenblatt, das zwischen seinen Schultern lag, verhinderte daselbst die Wirkung des Drachenblutes, als Siegfried in demselben badete und dadurch an allen übrigen Theilen des Körpers unverwundbar wurde.

Ueberall im Böhmerwalde wächst die **Weide**, an allen Krümmungen der Bäche und Wiesen ꝛc. Die Bräuche am Palmsonntage mit den Weidenzweigen sind zu bekannt, als daß man darüber mehr berichten sollte. Erwähnt sei nur, daß die Hütbuben, welche stets einen langen „Weihpalm“ tragen, sich von der Kirche heimbeeilen müssen, dann mit demselben um das Haus herumgehen, bevor sie den Hof betreten, worauf der Palm durch ein Fenster in die Stube getragen und von da unverweilt auf den Dachboden, wo derselbe in das Dach gesteckt wird. Es sollen dadurch Habichte und Hühner keine Tauben stehlen können. Auch sollen dieselben ein Schutzmittel gegen Blitzgefahr sein. Wer drei geweihte Palmkätzchen verschluckt, der geht unversehrt durchs Gewitter, oder nach einer anderen Meinung, er bekommt derselbe das ganze Jahr kein Halsweh. Die Weide hat einen schwarzen Kern, weil, wie die Sage erzählt, Judas Ischariot, der Verräther Jesu, sich an einer Weide erhängt haben soll. — Eine Art Weiden, die **Trauerweide**, wird vielfach auf Gräber gepflanzt. Die Heimat der letzteren ist der Orient. Die Kinder Israels saßen in der Gefangenschaft an den Weidenbächen Babylons und an den Weiden hiengen sie ihre Harfen auf. Louise von Plönnies erzählt uns in dem Gedichte „Trauerweide“, weshalb dieser Baum den Namen Trauerweide führt:

Säuselnd durch die schwanken Zweige
Drang ihr Wort, das schmerzensreiche:
Trauerweide ist mein Namen:
Und mit Recht.
Leid und Trauer trägt im Samen
Mein Geschlecht!
An der Trauer ich mich weide
Ewiglich;
Denn der Herr sprach: „Trau're Weide,
Still für mich!“
Ach! ich ward vom sünd'gen Hohne
Frech missbraucht,
Ward in's Blut vom Gottessohne
Einst getaucht;
Meine Zweige, wild geschwungen
Von der Wuth,
Tranken willenlos geschwungen
Einst sein Blut.
Doch in's Mark von meinem Leben
Drang sein Schmerz;
Nie mehr kann ich mich erheben
Himmelwärts;
Und sein Blut, das ich vergossen,
Beugt hinab
Meine Zweige, wie sie sprossen,
Still zum Grab!
Wie sein Leben gab der Eine
Allen hin,
So auf allen Gräbern weine
Ich um ihn.

Einen großen Hauptbestandtheil des Böhmerwaldes bildet die **Buche**, und erinnern mehrere Ortsnamen an jenen Baum, z. B. Buchwald, der höchstgelegene Ort des Böhmerwaldes (1178 Meter hoch gelegen), Lichtbuchet u. s. w. Die Buche erinnert uns an unsere gesammte Litteratur, denn Buchenstäbe waren es, auf welche die Germanen ihre 16 Runen d. i. geheimnisvolle Zeichen, ritzten, welche dann später in 22 ergänzt wurden. Englisch heißt schreiben to write, was an das Ritzen der Zeichen in die Buchenstäbe erinnert, während wir

Deutsche den Namen für unsere Schriftzeichen von den Buchenstäben, „Buchstaben" haben. Mehrere mit Runen bekritzte Buchentafeln wurden zusammengeheftet und erhielten den Namen „Buch", wie wir noch jetzt eine Rolle Blätter und auch Papier nennen.

Besonders zahlreich ist im Böhmerwalde die **Birke** vertreten. Die dünne weiße Rinde derselben wird, da sie sehr gerne brennt, von den Knaben an den noch lebenden Bäumen abgeschält, mehrere zusammen auf eine Ruthe aufgesteckt und mit diesen sogenannten Birabass, wird beim Johannisfeuer gedreht, indem man sie zuvor anzündet. Auch zu Besen werden die Birkenreiser verwendet, und als solche werden sie, wenn sie überbraucht sind, das ganze Jahr von den Buben gesammelt, am Johannistage dann mit Wagenschmiere beschmiert, angezündet und im Kreisel gedreht, was von der Ferne, besonders wenn mehrere Buben mit brennenden Besen nebeneinanderstehen und drehen, einen sehr schönen Anblick gewährt. Mancher böse Bube wirft das brennende Birabass oder den Besen in die Höhe, diese haben aber im Herabfallen schon so manchesmal jemand getroffen und manches Unglück verschuldet. — Aber auch zu anderen Zwecken ist die Birke dienlich: sie liefert nämlich die gefürchteten Ruthen für den Herrn Lehrer.

O du brave Birkenruth,
Du machst die bösen Kinder gut!

Sehr oft ist die **Espe**, auch Aspe oder Zitterpappel, im Böhmerwalde zu treffen. Der dünne lange Stiel der Blätter dieses Baumes ist die Ursache des ewigen Erzitterns der Blätter, und das Wort: „Er zittert wie Espenlaub" ist sogar zum Sprichwort geworden. Weißflog gibt uns in seinen „Phantasiestücken und Hysterien" einen anderen Grund des Erzitterns an. In der verhängnisvollen Stunde, da unser Herr am Kreuze hieng, und die Sonne den Trauerflor um sich hüllte, gieng ein Zagen durch die ganze lebende Natur. Der Mensch, erschrocken und still, erwartete mit banger Seele den Ausgang des Ungewöhnlichen, Nieerlebten. Die Thiere verkrochen sich, keine Grille zirpte, keine Fliege summte, kein Vogel zwitscherte. Alles war stumm, schwül und trauernd. Nur die Blumen, die Sträucher und Bäume murmelten noch

in ihrer Sprache und erzählten sich die Geschichte der hochheiligen Zeit. Die Zedern auf dem Libanon rauschten im dumpfen, schauerlichen Chore hoch in den Lüften. „Ach, nun ist er dahin", lispelte leise die Thränenweide von Babylon — und tief herab hieng sie die trauernden Zweige in den Euphrat. Der Winzer gieng durch den Weingarten und sah, wie die Rebe weinte. Aber um Golgotha erhob sich ein süßer Duft. Ihn schickte die Viole der Nacht herauf zur Kühlung dem leidenden Gottessohne, und die Iris sprach zur Schwester Zypresse: „In Trauer will ich mich kleiden von nun an." — „Und ich", erwiderte die Zypresse, „will wohnen an den Gräbern, zum Denkmal dieser Stunde". Da erhob sich ein leises Wehen durch die schwüle Dämmerung. Es war der Todesengel Astaroth, der daher zog zum Kreuze. Und als es nun von da herabstöhnte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" zitterten alle Zweige, alle Blätter, alle Blumen. Nur die Espe, ein stolzer, hoher, kalter Baum, stand ungerührt auf Golgotha. „Was kümmert uns", sprach sie, „dein Leiden? Sind wir doch rein, wir Bäume, Blumen und Pflanzen, und haben nicht gesündigt!" Aber Astaroth, der Todesengel, nahm die schwarze Schale mit des Erlösers Blute und goss sie aus an der Wurzel der stolzen Espe. Da erstarrte der unglückliche Baum. Seine Blätter senkten sich. Nimmermehr kam wieder Ruhe in die Zweige, und wenn alles still ist, selig und ruhig, zagt und zittert sie und heißt deshalb Zitterpappel bis auf den heutigen Tag.

Sehr häufig treffen wir in unserem Böhmerwalde den **Haselnussstrauch.** Dürre Haselnussstränche sind ja das Hauptmaterial zu den Johannisfeuern. Wer im Freien vom Gewitter überrascht wird, sucht so schnell wie möglich unter einen Haselstrauch zu kommen, denn hier schlägt der Blitz nicht ein, „weil die Muttergottes auf der Flucht nach Egypten unter eine Hasel trat, als ein Donnerwetter kam". Wo am Maria-Heimsuchungs-Tage (2. Juli) ein Haselzweig ans Fenster gesteckt wird, da schlägt der Blitz nicht ein, wie denn in manchen Häusern Haselzweige ins obere Gebälk des Hauses gelegt oder drei Haselholzpflöcke in einen Pfeiler der letzteren getrieben werden, um die Blitzgefahr abzuwenden.

An allen Bächen treffen wir die **Erle**, und viele Wiesen u. s. w. werden von den biederen Dorfbewohnern einfach „Gerlad", d. h. Ge-Erlet, Erlengebüsch, genannt. Erlenzweige gelten als Schutzmittel gegen Blitzgefahr, wenn man sie am Charfreitag zu einem Kranz windet und denselben am Giebel aufhängt. Die Erle war bei den Germanen ein heiliger Baum, besonders verehrte man sie in Jütland. Bei Pirna in Sachsen war ein Brunnen, genannt Erlepeter, und dabei stand eine Erle, wohin viel gewallfahrtet wurde. Nach der nordischen Mythologie entstand bei der Schöpfung des Menschengeschlechtes aus einer Erle die erste Frau der Welt, die Frau Embla.

Unter den Nadelholzbäumen erfreut sich des besten Rufes die **Tanne**, denn auch bei vielen Bräuchen spielt sie eine große Rolle. Zur Zeit der Wintersonnenwende suchte man sich in früheren Zeiten die Freuden des Frühlings zu vergegenwärtigen; zu diesem Zwecke pflanzte man Tannen, als das einzige Grün, dessen man habhaft werden konnte, vor die Häuser, wie man heute noch Maibäume aufstellt am Pfingstsonntage und die sogenannten „Könige" mitten im Johannisfeuer (Sonnenwendhaufen), oder am Pfingstabende vor dem Fenster der Geliebten, die dann den Baum mit Schnüren krönen muss, und schmückte selbe mit bunten Bändern, Schnüren und Lichtern. Nach Einführung des Christenthums wurde dieser im Volke eingewurzelte Brauch beibehalten, jedoch mit der Veränderung, dass diese Bäme in das Haus gebracht wurden und zwar als Weihnachtsbaum durch das Christkind. Nach dem Volksglauben soll man keine Donnerbesen, d. s. Buschen Reisig, die häufig auf Tannenbäumen vorkommen, oder sonst einen Haufen Tannenreisig anzünden, da dadurch Gewitter herbeigezogen werden. Tannen, Fichten und Föhren (Kiefern) bilden überhaupt den Hauptbestandtheil des Böhmerwaldes, und nur mühsam vermochten die ersten Ansiedler in diese dichten Nadelholzwälder einzudringen und durch Abschlagen des Holzes den Boden für sich urbar zu machen. Thatsächlich gibt es auch im Böhmerwalde viele Dorfnamen mit der Endung „-schlag", ja man kann sagen 35—40 Prozent aller Dörfer.

Wir kommen nun zu der **Mistel**, die auf Apfelbäumen schmarotzend lebt. In England ist dieselbe eine Weihnachts-

pflanze, Thüren, Fenster, Spiegel, Bilder und der Kronleuchter sind mit Misteln geziert, und noch ist es Brauch, dass, wenn ein Herr seine Dame beim Tanze unter einen solchen Kronleuchter bringen kann, er sie küssen darf. Früher war es jedem Stutzer erlaubt, jede Dame zu küssen, die unter einer mit Mistelzweigen geschmückten Thüre stand. Die Kelten verehrten die Mistel ganz besonders wegen ihrer Heilkraft; wurde eine solche gefunden, so wurde sie vom Oberpriester unter großen Feierlichkeiten mit goldener Sichel abgeschnitten und zu heiligen Gebräuchen aufbewahrt, manchmal wurde sie auch mit dem Opferblute junger Stiere gekocht und als Arznei verwendet. Bekannt ist die Mistel durch ihre Beziehung zu den Söhnen Odins und Friggas, zu Baldur und Loki, deren Erwähnen seitens des Fürsten Bismarck in einer Reichstagssitzung 1885 sehr viele auf das Studium der deutschen Mythologie hinwies. Weil an Baldurs Leben das Heil der Götter geknüpft war, nahm seine Mutter allen Geschöpfen, Steinen, Pflanzen und Thieren den Schwur ab, Baldur nichts zu Leide zu thun. Nur die Mistel wurde von Frigga übersehen. Diesen Umstand benützte der hinterlistige Loki, um seinen Bruder Hödur, der damit nach Baldur warf und ihn ums Leben brachte.

Auf trockenen Wiesen finden wir häufig die gelbe **Arnikablume**, oder wie sie die Böhmerwäldler nennen, Honsblumen. Arnika ist ein sehr gebräuchliches Hausmittel bei verschiedenen Krankheiten, und Arnika, der am Gründonnerstage gepflückt und im Hause aufbewahrt wird, ist ein Schutzmittel gegen Blitzgefahr. Sie ist auch die Blume der sogenannten „wilden Weiber" im Volksglauben, dieselben tanzen zwischen diesen Blumen herum und reißen deren Knospen ab, womit sie einander bewerfen.

Wir kommen nun zu den **Pilzen**. Ueber den Ursprung der Pilze sagt eine Böhmerwaldlegende:

In der guten alten Zeit,
Wo durch Gottes Gütigkeit
Christus noch auf Erden gieng
Und die Welt in Lieb umfieng,
Zog er einst im Sonnenbrand
Mit Sankt Peter über Land.
Da sie Durst und Hunger litten,

Gab man ihnen auf ihr Bitten
In des Fischers Laban Haus
Wein und Brot und Obst zum Schmaus.
Als das Paar mit Dankesworten
Wieder weiterzog von dorten,
Streckte Labans Weib im Nu
Petro noch drei Kuchen zu.
Draußen gab er dann beim Wandern
Christo einen; einen andern
Aß er selbst noch mit Behagen;
Und aus Vorsicht, daß der Magen,
Wenn er etwa knurren wollte,
Wieder etwas haben sollte,
Kam er mit sich überein,
Einen Kuchen ganz allein
Für sich selber zu behalten.
D'rum in seines Mantels Falten
Barg er seinen dritten Kuchen,
Um ihn später zu versuchen . . . . .
Fürbaß zogen beide weiter;
Bald verspürte der Begleiter
Auf'res Herrn ein Magenknurren
Und begann für sich zu murren
Ueber Sonnenglut und Plagen,
Die ihm macht' der leere Magen.
Darum sagte er dem Herrn,
Daß er niedersäße gern,
Um ein wenig zu verschnaufen,
Denn er sei ganz matt vom Laufen. —
Gerne willigt Jesus ein,
Setzt sich nieder auf den Rain,
Während, durch Gebüsch verdeckt,
Hinter ihm sich Petrus streckt.
Dort beginnt er seinen Kuchen
Schmunzelnd schnell hervorzusuchen,
Den er im Geheimen still
Ganz allein verzehren will.
Und der Herr, dem nichts verborgen,
Wußte von Sankt Peters Sorgen

Und gedachte, ihn dafür
Zu bestrafen nach Gebür.
Jedesmal nun, wie's so kam,
Dass er einen Bissen nahm,
Den er wollte mit Behagen
Sich bereiten für den Magen,
Wusste Jesus was zu fragen
Oder lehrend mitzutheilen.
Und um Antwort schnell zu sagen,
Musste Petrus sich beeilen,
Alles wieder auszuspucken,
Statt es froh vergnügt zu schlucken.
Und so gieng das Spiel der Frage
Immerfort zu Petri Plage,
Und es konnt' ihm nicht gelingen,
Einen Bissen nur zu schlingen.
War es nahe dran zu glücken,
Musst er, um nicht zu ersticken,
Alles wieder von sich geben,
Mit der Antwort anzuheben.
Und so trieb es lächelnd weiter
Unser Herr, bis sein Begleiter
Mit dem Kuchen fertig war. —
Aber siehe! Wunderbar!
Plötzlich an den Stellen allen,
Wo ein Bissen hingefallen,
Da begann ein Pflanzenleben
Aus dem Boden sich zu heben,
Und eh' Petrus sich's versah,
Standen ringsum Schwämme da. —
So sind zu der Menschheit Frommen
Pilze in die Welt gekommen.

Als St. Josef seinen Pilgerstab in die Erde steckte, wuchs daraus die gelbe **Narzisse**, eine der bekanntesten Frühlingsblumen; sie heißt darum bis heute Josefsstab. Eine andere Frühlingsblume begegnet uns im Walde, ein unscheinbares graues Sträuchlein. Kahl und gruselig ist sein Stamm; an der Spitze aber trägt es einen Ring, lebhaft pfirsichrothe Blüten von starkem, angenehmem Duft — der **Seidelbast.**

Wie die Sage erzählt, war der Seidelbast, auch Daphne genannt, einst ein gar hoher, sehr stattlicher Baum; aber aus diesem Baume zimmerten die Juden das Kreuz, an dem unser Erlöser litt, und aus Leid über die Schmach, die man ihm angethan, schrumpfte der Baum zusammen und wurde zur fußhohen Staude. Auch die **Stechpalme** oder Hülsdorn ist ein Erinnerungszeichen an das Leiden Christi; sie soll der Sage nach jene Palme gewesen sein, deren Zweige die Juden dem verherrlichten Messias auf den Weg streuten. Als wenige Tage später die Volksmenge ihr: „Kreuzige! Kreuzige!" schrie, da verwandelten sich die bis dahin stachellosen Blätter und der Baum wurde zur Stachelpalme.

Besonders häufig als Aerger des Landmanes treffen wir die **Distel**. Eine Art der Distel heißt Mariendistel, und enthält dieselbe Milch. Die Sage erzählt, dass, als die Mutter Maria auf der Flucht nach Egypten mitten unter Disteln rastete, einige Tropfen ihrer Milch auf eine Distel fielen. Dieser Distel blieb zum ewigen Andenken die Milch und noch heute heißt sie Mariendistel.

Inmitten der Waldeinsamkeit an Wegen und Stegen begegnet uns das **Harthen** oder Johanniskraut. Wenn man die Blätter dieser Pflanze durch das Licht ansieht, so erscheinen sie wie durchlöchert; es sind Oeldrüsen, die durchs Blattgewebe vertheilt stehen. In der Wurzel hat sie Körner, die einen rothen Saft enthalten; auch die gequetschten gelben Kronenblätter enthalten einen blutrothen Saft. Von dem Harthen erzählt eine anmuthige Legende Folgendes: Als unser Heiland am Kreuze litt, da stand auf dem Berge unter dem Marterholze ein schlichtes Kräutlein. Es sah mit stiller Wehmuth, wie die frevelnde Rotte ihren Spott und Hohn mit dem Erlöser trieb; inniges Mitleid fühlte es mit dem Gottessohn und theilte den Schmerz der Gottesmutter und des Lieblingsjüngers. Und von dem heiligen Blute, das den Wunden entquoll, fieng es in jeder seiner Blüten ein Tröpflein auf und verwahrte es als kostbaren Schatz; und als der Speer die Seite des Herrn durchbohrte, da fühlte es in allen seinen Fasern den Lanzenstich mit, und jedes Blatt erhielt das Mal der Seitenwunde.

An den Waldrändern und Hügeln des Gebirges wächst die kleine **Bergnelke**, vom Volksmunde Nägelein Christi geheißen;

sie ist entsprossen, als blutige Nägel aus den Händen des Erlösers bei der Kreuzabnahme in das Gras hinunterfielen; auf Bergwiesen wächst der kleine **Himmelsschlüssel**, als Fünfwundenblume bekannt.

Jetzt muss uns der **Schimmelpilz** seinen Pass ausweisen: „Der Arme findet mich in seinem Brote, ich überziehe ihm dasselbe mit der grünen Farbe der Hoffnung. In der einst süßen Walnuss verzehre ich den ranzig gewordenen Kern. Der getäuschte Knabe fragt staunend: „Ja, wie kommst Du da herein?“ Der Studio kehrt von den lustigen Ferien zum Studiertisch zurück, aus seinem Tintenglase will er neue Weisheit schöpfen — da liege ich, in dickem Pelz gehüllt, in friedlicher Ruhe — was will er thun? Der Botaniker hat mit saurer Mühe Pflanzen vom Dreisesselberg geholt und sie gepresst. Eines Tages besieht er sein Herbarium — ich spotte seiner Pflanzenleichen und blühe lustig darauf empor, er mag mich auch Schmarotzer heißen. Die sorgsame Martha ärgere ich schrecklich, wenn ich ihr in der noch halbvollen Himbeerflasche begegne, oder wenn ich ihr die letzten Krautköpfe im Keller, die kahlen, mit einer Perrücke versehen, als gelte es einen Fastnachtsschwank. Die Chemie schickt mich als Kobold durch die Lande, um Deinem Rock das Verwesungswappen aufzudrücken; ich reise unter dem Namen „Schmierfleck“, aber von einer glimpflichen Behandlung kann ich nichts erzählen.“

Sehr verbreitet ist die Pflanze der Freundschaft, weil sie alles umrankt, der **Epheu**. In früheren Zeiten bettete man die Gestorbenen auf Epheublätter und legte Epheukränze auf das Grab. In Griechenland wurde das Haupt des besten Sängers mit Epheukränzen umwunden, welche Sitte jedoch durch den Lorbeerkranz sich umänderte. In Rom schmückte sich bei der Mündigkeitserklärung des Jünglings die ganze Familie mit Epheukränzen.

Ueberall im einfachsten Garten des Landmannes finden sich die **Rosen**, auch die Volkslieder wissen von Rosen zu erzählen, von dieser ersten Blume der Blumen, welche die griechische Dichterin Sappho die „Königin der Blumen“ nannte. Auch Homer und der heitere Anakreon in seinen Oden besingen die Rosen, ja, bei den Griechen war die Rose mehreren Göttern und Göttinnen geweiht, und bei Opfern und Festen schmückten

sich Jünglinge und Jungfrauen mit dieser Blume. Als Sinnbild der Schönheit war die Rose der Venus heilig, als Zeichen der Liebe war sie Eigenthum des pfeilgewappneten Amor, der seinen Köcher mit Rosen geschmückt hatte, als Symbol der Jugend war diese Blume der lieblichen Aurora geweiht. Bei Versammlungen wurde an der Decke eine Rose angebracht, zum Zeichen, dass das sub rosa (unter der Rose) Gesagte nicht weiter erzählt werden dürfe. Der Ausdruck „sub rosa" wurde sogar sprichwörtlich für ein Geheimnis, auch jetzt bedient man sich desselben noch und scheint auch daher zu stammen, da Frauen bei sub rosa-Versammlungen ferngehalten wurden, um etwa Gehörtes nicht weiter zu sagen. Die Römer ließen ihre Gäste auf Rosenblättern ruhen, Fußboden und Tische waren mit Rosen bedeckt, der römische Geschichtsschreiber Suntou erzählt sogar, dass Kaiser Nero die Summe von vier Millionen Sesterzen (720.000 K) aufwandte, um Rosen für ein einziges Fest herbeizuschaffen, denn es wurden dabei die zahlreichen Bildsäulen der Götter mit Kränzen aus Rosen geschmückt und die Straße mit Rosenblättern bestreut. Auch Virgil, Ovid und andere römische Dichter singen von Rosen. Auch jetzt noch weiht der Papst eine goldene Rose, um selbe hohen Persönlichkeiten als Zeichen besonderer Hochachtung und Gunst zu übersenden. In Frankreich, wo bei 20 Rosenarten wild wachsen, werden in mehreren Gegenden Rosenfeste gefeiert. Dieses Fest stiftete der heilige Medard, der Bischof von Noyon und Tournay, der um 545 starb. Am 8. Juni, dem St. Medardustag, wird dem tugendhaftesten Mädchen des Ortes im Alter von 18 bis 25 Jahren in der Ortskirche feierlich ein Kranz aus weißen Rosen aufgesetzt, und erhält dieselbe dann den Namen Rosière (Rosenkönigin). Die Gekrönte hat nun die Pflicht, bei Feierlichkeiten eine weiße Rose auf der Brust zu tragen, mit einem Kranz aus Rosen wird sie, wenn sie rechtschaffen bleibt, im Sarge geschmückt, ein zweiter Kranz aus Rosen wird mit ihrem Namen versehen und, nachdem er auf ihrem Sarge gelegen hat, zum ewigen Andenken in der Kirche aufbewahrt. Außerdem wird derselben ein Rosenstock auf das Grab gepflanzt. — Die beiden englischen Häuser York und Lancaster nahmen die weiße und die rothe Rose in ihr Banner auf, und daher sind die zwischen diesen beiden Häusern geführten blutigen Kriege

1452—1485 auch als Kriege der Rosen bekannt. Auch englische Dichter haben die Rose besungen, z. B. Th. Moore in seinem Liede „The last Rose of Summer", das in vielen Uebersetzungen auch bei uns bekannt ist. Auch die Rosenberger führen die fünfblätterige Rose im Wappen. Die Legende erzählt uns auch von den Rosen der heiligen Elisabet, der Landgräfin von Hessen und Thüringen. — Eine Art Rosen ist die **Moosrose.** Krummacher erzählt die Entstehung des Moosrose in seinen Parabeln folgendermaßen: Einst ruhte der Engel, der die Blumen verpflegt, an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauches. Als er erwacht war, dankte er dem Rosenstrauche für den gewährten kühlenden Schatten und erquickenden Wohlgeruch und schmückte ihn mit einem neuen Reize, mit Moos. H. v. Chezy läßt in ihrem Gedichte „Jesus und das Moos", die Moosrose auf Geheiß des Heilandes in folgender Weise entstehen:

Und sieh', da kommt im Abendschein
Der Heiland wandelnd durch den Hain
Mit bleichem Angesicht.
Mit wundem Fuß er weiter muß't
Und fühlt nun solches Moos mit Lust
Zu seinen Füßen dicht.

Er kam erst durch die Wüste her,
Da brannte Sand und Sonne sehr,
Nun kühlt das sanfte Moos.
Da spricht der Heiland: „Vaters Hand
Hat solche Lieb' auf mich gewandt
In Zartheit, ernst und groß;"

„Welch' Auge mag so blöde sein,
Erkennt nicht in der Klugheit Dein
Des Schöpfers Macht und Huld? —
Du zierlich Kraut — so außer Acht —
Dein hat der Vater auch gedacht,
Dein Los, trag's mit Geduld!"

Dies Wort bracht' Jesus kaum hervor,
Da sproßte aus dem Moos hervor
Ein Röslein, wundermild;

Moosröslein wurd' es bald genannt,
Das blühet nun in jedem Land —
Der Demut stilles Bild . . . .

Gezogen wird auch hie und da die **Weinrose,** deren Stengel große gebogene Stacheln hat und deren rundliche, doppelte gezähnte Blättchen auf der Unterseite mit gelblichen Drüsen besetzt sind, welche beim Reiben einen würzigen Geruch von sich geben. Die Legende erzählt uns von ihr: Als Maria und Josef mit dem Jesuskinde vor Herodes nach Egypten flohen und Maria in der Wüste die Wäsche des göttlichen Kindes zum Trocknen aufhängen wollte, ersah sie dazu einen Rosenstrauch. Dieser leistete auch willig den verlangten Dienst, und zum Lohne für diese Bereitwilligkeit ist seinen Blättern der angenehme Geruch verliehen worden.

Vielfach zieht man auch die **Passionsblume,** deren röthlich gemalte Blumenkrone Aehnlichkeit hat mit der Dornenkrone Christi, die fünf Staubgefäße gleichen den heiligen fünf Wunden, der Fruchtknoten ähnelt einem Kelche, die drei Narben auf demselben bedeuten die drei Nägel, der rankende Stengel mit seinen Blättern bedeutet die Geißel, und das Blatt ist die Lanze, womit Jesu Seite geöffnet wurde. Die Legende erzählt darüber Folgendes: Als der göttliche Heiland schmerzerfüllt mit der Dornenkrone auf dem Haupte an dem Kreuzesholze hieng und von den Menschen noch verhöhnt, statt bemitleidet ward, da hatte wenigstens die stumme Natur, die Sonne, die Thiere und die Pflanzenwelt Mitleid mit dem leidenden Gottessohne. Am Fuße des Kreuzes stand eine einfache, schmucklose Blume, der das Leiden des Gottmenschen nahe gieng. Sie rankte an dem Kreuze empor und ergriff den Stab, auf welchen der Essigschwamm gesteckt war, und befeuchtete mit dem Schwamme die brennenden Lippen des sterbenden Heilandes. Sie rankte weiter, und mit ihren Blättern durchflocht sie den Dornenkranz und legte die Blätter auf die Wunden des heiligen Hauptes, um die Schmerzen zu lindern und die Wunden zu schließen, welche von den Dornen herrührten. Als der Heiland ausrief: „Es ist vollbracht!" da hatte auch die mitleidige Blume ihr Werk vollendet, sie verwelkte, aber im folgenden Frühjahr blühte sie wieder, und siehe, sie trug die Spuren des Mit-

leids: die Dornenkrone, den Essigschwamm, die Nägel und die Wundmale.

Als Sinnbild der Demut und Bescheidenheit gilt das **Veilchen**. Das Veilchen selbst erzählt uns seine Geschichte über seine vier gleich großen und einem größeren Blatte. Dem Veilchen war nämlich seine Mutter gestorben, und es bekam eine böse Stiefmutter, welche zwei Töchter hatte. Die Stiefmutter, das große Blatt, nahm alles geizig für sich in Anspruch und setzte sich auf zwei Stühle zugleich, nämlich auf die beiden Kelchblätter. Von den beiden Töchtern der Stiefmutter nahm jede einen Stuhl in Anspruch, so dass für die beiden Stiefkinder nur ein Stuhl übrig blieb. Nun drehte Gott zur Strafe den Stiel der Blüte um. Die Stiefmutter kam zu unterst und erhielt einen gewaltigen Höcker. Die beiden Töchter der Stiefmutter erhielten zur Strafe für ihren Stolz einen Bart.

Ein Verwandter des Veilchens führt indessen bis jetzt noch den Namen **Stiefmütterchen** („Je länger, je lieber"), welche Blume häufig im Getreide wächst und der Sage nach einen herrlicheren Duft besessen haben soll als das Veilchen. Es wurde deshalb häufig von den Kindern aufgesucht, wobei das Getreide arg zertreten wurde. Es bat darum das Stiefmütterchen den Schöpfer, ihm den Duft zu nehmen. Dieser erfüllte die Bitte des Blümchens und schenkte ihm zum Zeichen des göttlichen Wohlgefallens und zum Ersatz für den freiwillig gegebenen Duft zwei neue Farben, weshalb es auch den Namen Dreifaltigkeitsblümchen führt.

Als der liebe Gott die Blumen erschaffen hatte, gab er jeder einen Namen. Eine rothe nannte er Rose, eine dunkelblaue Veilchen, ein niedliches Waldblümchen mit schneeweißen Glöckchen nannte er Maiglöckchen, und so ward jedes anders benannt. Ein kleines blaues Blümchen aber kam noch einmal zurück und sagte zaghaft: „Ich habe meinen Namen vergessen." Da sprach Gott zu dem vergesslichen Blümchen: „Wenn du deinen Namen vergessen hast, so vergiss mein nicht!" Jetzt schämte sich das Blümchen noch mehr und zog sich zurück an den stillen Bach und in das dunkle Gebüsch. Wenn aber jemand

kommt, um es zu pflücken, so ruft es ihm zu: „Vergiss mein nicht!“ — Dieses **Vergissmeinnicht** ist das Sinnbild der Treue, es soll aber ganz besonders auch uns Böhmerwäldler an unser liebes angestammtes Deutschthum erinnern, es soll uns, trotz aller Schmähworte anderer Völker, z. B. Duitchmen, Lakaien, Hunczut (Hundsfott), deutsche Michels, Schwaben ꝛc., wie uns andere Völker verächtlich bezeichnen, stets zurufen: „Vergiss nicht, dass du ein Deutscher bist!“

540 Gſtanzl.

Der Kaiſer Franz Joſef, der ſchickt mir an Gruaß,
Jo daſs i ſchon wieder bold einrucka muaſs.

Der Kaiſer von Oeſterreich, der will mi hob'n,
Und jetzt werd' i mei Bauerngwandl nimmer long trog'n.

Der Kaiſer von Wean nimmt die ſchönen Buam weg,
Die krummen, die kloan, loſst er den Mentſchern dahoam.

Der Kaiſer von Wien hot mi grüß'n loſſen,
Wos bedeut wohl der Gruaß: Daſs i einrucka muaſs.

Drei Nuſsbaum im Garten, der mittlere ghört mei,
Soldot muſs i ſei, hilft koa Bitt und koa Gſlei.

Soldat bin i gern, und do kenn i mi aus,
Steh' Schildwach am liebſten beim Dirndl ihr'm Haus.

Wen d' Muſi und 's Singa und 's Schießen net gfreut,
Der g'hört in die Klaſs von die obgſchmockten Leut.

D' Mentſcha ſind olli ſchön, gar erſt die kloan, die kloan;
An Buam möcht'ns a ſchon gern, der Hund bringt ihnen oan.

Wos kloa is, is ſauber, wos kloa is, mocht d' Lieb,
Wos groß is, is ungſchickt; is mir a ſcho paſſiert.

's Dirnderl is winzig kloa, ſitzt aſn Dengelſtoa,
Dengeln thats gern, weims nur größer that wern.

Unſer olts Häuslwei, die klogt ſich holt olliweil,
Weil der olt Häuslmonn gor nimma konn.

Unſer olts Häuslwei loſst mir koan Fried,
Soll mit ihr außi gehn, a Buſsl mogs nit.

Wenn i amol heirat, dann heirat i neun:
Sechs gib i dem Schinder, und drei grob i ein.

Mei Vota hot gſogt, i ſolls krocha loſſ'n,
Wenn's Bettſtattl bricht, er wirds mocha loſſ'n.

Und 's Bettſtattl is brocha um drei bei der Nocht,
Der Zimmermann is komma, hots glei wieder gmocht.

Mei Voter hot gſogt: i ſoll d' Ochſen holten,
I hob unrecht verſtanden, i ſoll d' Mentſcher holſen.

Mei Voter hot g'ſogt: „Geh Bua bleib ſchö' beim Haus,"
I hob unrecht verſtanden, geh olle Nocht aus.

Mei Voter holt Ochſen, mei Muatta holt Gäns,
Mei Bruader, der Spitzbua hot a gonze Schar Mentſch(r).

Geh' aufi aufs Bergerl, ſchau obi in d' Lah (Thal),
Da ſitzen drei Maderl, thun Pfoadl (Hemdchen) ausnah'n.

Die erſt is mei Godin (Pathin), die zweit' is mei Muhm,
Die dritt' is mei Dirndl, dos weis i mir hoam.

Die erſt' is' langmächti, die zweit' is' zaundürr,
Die dritt hot an Kropf als wie a polniſcher Stier.

Geh aufi aufs Bergerl, ſchau obi in Grob'n,
Do hot der olt Kater den jungen erſchlog'n.

Bergauf bin i ganga, thalab bin i grennt,
Da hat mi mein Schatzerl am Juchetzen kennt.

Ober mi bind mei Lebta, und dos woaß i, koani ou,
Denn i z'riſs ihr den Strick, wos hätts dann davon?

Mei Dirndl is rar, ſie thut, wie wenns mi möcht,
Und wenn i dann kumm, is,s ihr wieder nit recht.

A kreuzſaubers Dirndl, und a wengerl a Geld,
Und a Schneid wie mans braucht, nocha taugt man in d' Welt.

A Bua der koa Schneid und koa Reſch'n nit hot,
Is wie a Haus ohne Thür, wie a Wogn ohne Rod.

S' Gſchau von der Lieb und zwoa Äugerl wie Stern,
Und a apfelbleichs Goſcherl — wer hätt das nit gern.

S' Gſchau von der Lieb und a Hols wie der Schnee,
Die Aengerl vom Himmel, und — i ſogs nit. Juchhe!

Dos Dirndl dos hat mir mein Kopf ſchier verruckt,
Und hot mi kaum ongrührt, grod d' Händ' amol druckt.

Und umgehn mitn Mentſchern das kann i ung'heit' (ungeniert),
Weil i nix thu als putzen und 's Roſs zam (zäume) und reit'.

D' Mentſcher ſan freili, jo leider, i woaß's,
Oft ſo gnaſchi wie d' Schweina und ſo blangi (begierig) wia d' Goaß.

Ober weils aſo ſan, war's für Männerleut ſchön,
Wenn ers wegwurf' vom Hols ſo a Mentſch und ließ' ſ' ſtehn.

Und gibts denn nit eh ſchon ſo Peitſchen recht gnua,
Und drum loſst's uns die etlichen braven mit Ruah.

Und mei Moanigung wiſst's, ober thun könnts deſtweg'n
Wie enk ziemt meine Herrn; i holt a, herentgegen (im Gegenſatz).

A Woldbauernbua bin i, und a Woldmadl liab i,
Und i ſtreif im Wold umer den gonzen Summer.

Zwei Sterndlein am Himmel die leuchten mitſamm;
Das oan leucht' zum Dirndl, das andere leucht' hoam.

Koa Vögerl is treuer ſeinem Neſterl am Baum,
Als ich mein' liab'n Dirndl, ob ich wach oder traum'.

Und bei meinem Dirndl da bin ich ſo gern,
Da wird mir ſo gut, daſs mir übel könnt wer'n.

Oft träumt mir, du wärſt mit'n Buſſerln glei do, —
Wenn i aufwach, ſo buſsl i den Polſterzipf o.

A Vögerl im Wipfl, a Waſſerl im Wald,
Und a Lieb no ſo hamli wird aufmari bald.

Wir hab'n a wen'g z'ſamgſchaut, 's kloa Mirzl und i,
Und ſie war jo juſt grod a rechts Dirndl für mi.

I gib ihr a Buſſerl, hab glaubt in der Ghoam,
Aber der Teuxl hat gſchnalzt, und den Schnalzer hört d' Moahm.

Digitized by Google

O Jegerl, das Wetter, wies gießt auf uns zwoa,
Die Alt' hot a Maul ghobt, ein' Lärm und ein Gschroa.

Wir habn den Gedanka nit g'hobt und nit g'ocht,
Dass die Olte, Zaundürre ihr Schleich zuwa mocht.

's kloa Mirzl is obgfohr'n, und i hob mi zog'n,
I hob mi übers Stadel-Eck übri gebogn.

A wunderschöns Maderl hat ein' prächtigen Zopf.
Und wenn aner rappelt, so spürt ers im Kopf.

Ein Eckstein is eckig, und die Welt die ist rund,
Und a Nadel is spitzig, a Kilo hot zwoa Pfund.

Jetzt hob i koa Dirndl, jetzt bin i alloa
Als wie a Kronawittständl da drob'n auf'n Roa.

Wenn's Kronawettständl wird Bebala trogn,
Da werd' i schon wieder a neu's Dirndl hobn.

Schwarz sind die Kirschen, Leut', derft's mir's glaub'n,
Schwarz sind dem Dirnd'l ihre lieb'n Aug'n.

Hinter der Holerstaudn sitzen drei Hosen,
Einer thut zitherschlog'n, der andere thut blosen.

Dreimol um d' Holerstaudn, dreimol um's Haus;
Du schworzaugets Dirndel, heut kommst mir nit aus!

Hitschi, hatschi, Hulerpfeif'n,
Ober lusti is sakrisch — — — — — — — —

Unter der Holerstaud'n sitzt a Krowott,
Er traut sie nit außa, weil er d' Hosen . . . .

Grün is die Holerstaud'n, weiß is die Blüah;
Dirndl i hätt di gern, wie is denn diar?

Hinter der Holerstaud'n wacht' der Kucku,
Koa solchene Haderfrau is nit wie du.

D' Seel' sitzt bei den Mentschern oft arschlin (verkehrt) im Hirn,
Und konn sich bei der Zehnten oft nit umdrahn und rührn.

In den Dienst, wiest mir gsoat host, do is mir nit schia (scheu),
Ober d'Mensch'r und 's Tanzen, Teufl, dos g'rod (entbehre) i nia.

Glei drin in der Stuben ſteht a Bett neb'n der Thür,
Siegſt a Jungfrau drin liegen, ... recht herfür.

Denn bleibn thuſt nit long, Du gehſt glei wieder furt,
Ober ſein thut Dir juſt, wie wenn d' Hochzeit bald wurd.

A Mentſch, die mir z'wider is, der ſog i 's geſchwind,
Und a Ding, das mir Mucken macht, ſchlog i in Wind.

Der ſi plog'n loſst und ob'rennt, das is der größt Norr,
Kriegt bei Zeiten a wilds Gſicht und a eſelgrabs Hoar.

Mi juckt nix und druckt nix, mir liegt gor nix dran,
Und von mir hört's mei Lebta nix: „Hätt' i's nit thou!"

Hätt' i's nit thou, na wie gut könnts mir geh'n,
Und wos könnt i nit ſei, und wie könnt i mi ſteh'n!

Oft knotz (hocke) i im Winkel und brüt' a ſo furt,
Als wanns eppa vom Brüten was anderſter wurd.

Und wie i ols Bua bin, ſo bleib i ols Monn,
Und von mir hörts mei Lebta nix: „Hätt' is nit thou!"

Und das Bacherl is friſch, und das Bacherl is klar,
Daſs mi mei Dirndl nit mog, dös is nit wohr.

Du machſt von mein Dirndl ollweil ſo a Gſchroa,
Du kriegſt amol oani, daſs D' moanſt Du hoſt zwoa.

Mei Dirndl hot a Freud mit mir, dos woaß i eh,
Hots koa Freud wenn i kim, hots oani wenn i geh.

Jetzt geh i in d' Gorten Bleamerl reißen,
An Schotz muaſs i hob'n, der muaſs Broni heißen.

Und eh i mei Dirndl loſs, loſs i mei Leb'n,
Und ſoll i den letzten Blutstropfen hergeb'n.

Luſti is 's Buamaliab'n, 's Geld hot mir d' Mutter geb'n,
Hätt' mir's der Voter geb'n, dann wär's a Leb'n.

Wenn i zum Dirndl geh, frog i mein Votern eh,
Mei Voter locht dazua, leicht mir noch d' Schua.

'S Dirndl in der Nochborſchoft muaſs man treu lieb'n,
Wenn's glei koa Liab nit hot, wird's ſcho oane kriagn.

'S Dirndl in der Nochborſchoft taugt nit für mi;
Wos i in 'n Stiefeln erſpor, is in 'n Strumpfſäckeln hin.

'S Liedl is gſunga, hot ſie ſinga loſſen,
Wer a Bier hot im Glos, der kann mi trinka loſſen.

A Poor ſcheckige Ochſen, a bucklige Kuh,
Und dos gibt mir mei Vota, wenn i heiraten thua.

Zu 'n Mentſchern ſind wir ganga, mei Vater mit mir,
In 'n Lacken hat er treten, warum geht er mit mir.

Luſti und lüderla ſan unſere Brüdala,
Luſti ſan wir, ober lüderla nia.

Zwiſchen meiner und Deiner is a Bleamerl gwochſen,
Und zwiſchen meiner und Deiner wird koans mehr wochſen.

Zwiſchen meiner und Deiner is d' Liab verſchwunden,
Und zwiſchen meiner und Deiner wirds nimmer gfunden.

A Schnee'berl hots gſchneibt, a Schnee'berl ſchneeweiß,
Jetzt liab i ſcho wieda a Dirndl a neu's.

A Schnee'berl hots gſchneibt, i hab waten müſſen,
Und an Schotz hob i ghobt, hob ihn laſſen müſſen.

A Schnee=erl hats gſcheibt, a Schnee=erl hots gſchnieb'n,
Und das hot mir heut das Ausgeh'n vertrieb'n.

Von geſtern auf heut hots a friſchs Schnee'berl gſchneit,
Und es ſteht Dir koa Maderl auf, wenn ſi's net gfreut.

Wenns amol awer (ſchneefrei) wird, daſs mi koa Jaga ſpürt,
Dann kimm i her zu Dir, ſonſt aber nia.

I und mei Schotz hobn a Liab a kloani,
Ober mit der Zeit wird's ſchon größer, moan i.

Schön jung is mei Bluat, ſchön rund is mei Huat,
Und Kuraſch wie der Teufel, will ſehn, wer mir wos thuat.

Zunächſt bin i ganga zu 's Häuſeler Dirn,
Hobs Fenſter verfehlt, hob auf d' Goas eini gſchrien.

Zu den Mentſchern bin i ganga drei Viertelſtund weit,
Hob dann's Fenſterl nit gfunden, hob d' Mauer ſauber z'krallt (zerkratzt).

Aufs Gaſsl bin i gonga, hab 's Fenſterl nit gwiſst,
Bin dorten hinkomma, wo 's Sauſtallerl is.

A Sprung über 's Gaſsl, a Juchetzer drauf,
Und an Klopfer ans Fenſter, ſchöns Dirndl mach auf.

Thu 's Herz in a Schachterl und bind' Dirs gut zu,
Dann wird 's Dir nit ſtaubig und ſtiehlt Dirs ka Bua.

Du moanſt, Du biſt ſchön, Du foppetſt gern zwei,
Es wird a Zeit komma, wirds Dir a aſo geh'.

Bua, wennſt zum Dirndl gehſt, nimm Dir a Brot,
Wenn 's Dirndel koa Liab nit hot, hungert Di grod.

'S Madl ſchaut grauti drei, grod wie a Hausknecht,
Der olles erpotſcht hot und ko Trinkgeld kriagt hat.

Luſti wohlauf is mei Morgengebet,
Mei erſter Gedanke, wie 's mein' Dirndl jetzt geht.

Geſtern hab'n wir Butternudl ghabt, Butternudl ſan guat,
Und wenn wir's wieder kriag'n, ſteck i mir oani in 'n Huat.

Geſtern is Sonntag g'wen. Heut is 's acht Tag,
Bin i beim Dirndl gleg'n auf dem Strohſack.

Geſtern is Muſi gwen und a Tanz a,
Und da habns a olts Wei ertret' und an Monn a.

Heut geht mir ſchon wieder glei olles noch quer,
Wie i zum Dirndl kumm, kommt der Voda daher.

Schön biſt koan Bröſerl nit, zaundürr biſt a,
Du derfaſt an Hobern kriegn und an Schrot a.

Seit wos D' an Hobern kriegſt und an Schrot a,
Biſt ſchon viel ſchöner word'n und a brava.

Es is nur a Kloanigkeit wos i Dir ſog,
Frog mi fei, eh' Du kimmſt, auf ein' Ernſt — ob i Di mog.

Der Felſen is ſpitzig, der See is ſchwemmnoſs,
Mei Olte is kropfet, i woaß nit, zweg'n wos.

Hoſt koa Haus, hoſt koa Geld, hoſt koa Wies und koa Feld,
Und ſolcherne Madl gibts gnua auf der Welt.

Sing nur brav, ſing nur brav her übern Tiſch,
Du wirſt mi nit moudern, das ſog i Dir gwiſs.

Jetzt hot oaner gſunga, a rechter Simp'l,
Wenn er am Bauch roth wär, wärs gor a Gimp'l.

Derfſt nit a ſo ſinga und Donerſchnageln,
Mit Dir thu i ringa und fingerhackeln.

O wie luſti wirds ſei, wenn die Zeit zuwa kimmt,
Wenn oaner den andern beim Ohrwaſchel nimmt.

Zwei ſchwarzbraune Röſſerl, a jeds hat ein Stern,
Und ein' andern ſei Dirndl, kann a no mei werdn.

Zwa ſchworzbrauni Röſsl thun Kutſchen renna,
Im Foſching do bin i um mei Dirndl kemma.

Mei Vota is a Tiſchler, a Tiſchler bin i;
Mei Vater macht Wiagerl, und Schulden mach i.

Da drüben am Berg, da ſteht a ſchöns Haus,
Da führt mir mei Voter mein' Kammerwog'n naus.

Ein' rothſcheckigen Ochſen und a ſtriemete Kuah,
Das gibt mir mei Voter, wenn i heiraten thua.

Und heiraten thu i nit, hobs ſcho betracht,
Das Kindlgſchroa konn i net leiden bei der Nocht.

Drei nüber, drei herüber, drei Federn am Huat,
San ihrer drei Brüder, thut koaner a guat.

Hopſaſſaſſa, wenn der Riegel nit war
Und dos Gatterl nit vür, gieng' i eini zu Dir.

Drei Madl zuglei liab'n, dos hot jo koa Gfoahr,
Oani liab i, oani fopp i, oani heirat i gor.

Und wennſt mi nimmer mogſt, ſo darfſt es nur ſog'n,
I werd jo glei wieder a ondere hob'n.

I hob amol a Menſch ghobt auf olli Wochen,
Die letzten drei Tog is ihr d' Schebern brochen.

Luſti umganga den ganzen Summa,
Die letzten drei Tog hob'ns mir 's Dirndl gnumma.

I bin va draußt eina a boirischa Student,
An Sabl auf der Seit'n und an Knödl in da Händ.

I bin va draußt eina a Keibltreiba,
I lieb die schön Mentscha und koani Weiba.

I bin von obn ober, wo die Zwanzger werdn gschlogn,
Und jetzt kann i zum Teufel nit Zwanzger gnug hob'n.

I bin von draußt eina a Öchseltreiba,
I lieb die schön' Mentscher und koani Weiba.

I bin von draußt eina a schwarza Zigeuna,
A rotziger Bua, aber Schneid hab i gnua.

Vom Wold bin i außer, dem Wold ghör i zua,
Denn i bin dem Woldkoasa sei lustiga Bua.

I bin von Wold her, wo die Sonn so schön scheint,
Und mei Schotz is mir liaber ols oll meine Freund.

I bin von draußt eina vom Linzer Stadtl;
A Dirndl muss i hoben wie a Lorbeerblattl.

Wir san koani Unter-, koani Obersteira,
Wir san jo die lustigen Böhmerwäldla.

Frei bin i, frei bleib i, mog wie der Will wer'n,
Und Du, Mentsch, konnst mir singa, a Gaudi zu hör'n.

Sie hot wohl nix gsogt, und sie hot wohl nix gröid (geschimpft),
Aber zwida, das kenn i, zwida bin i ihr nit.

Hon mei Lebta nit gwort, bis mirs oani hot gsogt,
Und glei wonns mi nit mögn hot, nit viel dernoch gfrogt.

A jedweder Stern soll a schöns Dirndl sein,
Nocha wollt i, es sollet der Himmel glei ein.

Je härter die Orbeit, desto größer der Lohn,
Koa Freud is a Dirndl, dos ma leicht hoben konn.

Und dos Dirndl, dos hot mi schon orndli long g'lus't,
Hot a Haut wie a Schnee, den der Mondschein hot busst.

„Host mi gern?" hon i 's Dirndl gwiss hundertmal gfrogt.
S' hot den Fürtuchsaum gwuzelt, aber nix nit drauf gsogt.

Deine Äugerl ſan Fenſterl, wo 's Herz außerſchaut.
Da werd i holt einſteign amol unvertraut.

Die Lieb is a Funkerl, entzünd ſie ſo gern,
Wer damit ſpielt, konn leicht a Obbrandler wer'n.

'S Liſerl hot 's Wieſerl g'maht, 's Kiderl hots affi draht,
'S Croamat hots eini brocht ſchön bei der Nocht.

Zwi en zwoa Berg und Thal ſitzen zwoa Hoſen,
Sie freſſen 's grüne Gros bis auf'n Roſen.

Wenn 's Menſch wüſſet, daſs da Bua kam, that ſie 's Gſicht obwoſch'n,
Wenn 's wüſſet, daſs er nit kam, that ſie 's ruſſi loſſ'n.

Hot oans gſchlogn, hot zwoa gſchlogn, ſchlogt drei bei der Nocht,
— — — — — — — — — — — — — —

— — — — —, i pfeif auf mein Lebn,
Der mirs gnumma hot, der kann mirs nimmer gebn.

Hot oans gſchlogn, hot zwoa gſchlogn, ſchlogt drei und vieri,
I ſoll aufſtehn, ſoll hoam gehn, pfirt Di Gott mei Liabi.

'S Dirndl hot gheirat in Wigel-Wogel,
Jetzt hots ihr oan gheirat, an Lämmerjogl.

'S Dirndl hot gheirat, und mi hats nit gmög't.
Do hot 's oan derwiſcht, der ſpuckt ihr ins Bett.

Das Dirndl is kloa und wird nimma größer,
Was wird ma denn thoa mit dem Ludlſtößa?

Bin i kloa, biſt Du kloa, ſo heirat'n wir z'ſam,
Hon i a kloans Weiberl und Du an kloan Monn.

Du Dirndl, Du ſaubers, Du Stutzerl, Du kloans,
Weg'n der Liab hobn wir gheirat, aber Geld hobn wir koans.

Anamirl, geh ſchau mi an, muſst mirs ja ſogn,
Wos Di ſo giſti mocht, wos Di thut plogn.

Neuli beim Schlittenfohrn hob i mei Mentſch verlorn,
Den ſoll der Teuxl holn, der mir 's hat gſtohlen.

Geſtern hab'n wir Dampfnudel g'habt und an Kaffee;
Dos wor a grings (leichts) Eſſen, drum thut ma nix weh.

Zan Hoamgeh'n wär a schon Zeit, hoam gehen olli Leut,
Hoam gehn werd'n ma schon, oba jetzt nit grod no.

'S Dirnderl is lutherisch, was liegt denn nocha;
I werd mir 's schon wieda katholisch mocha.

Beim Dirndl ihr'n Fensterl gehts windverdraht zu,
Is oft a Stund ohne Schneid g'standen der Bua.

Am Dirnderl ihr'm Fensterl is 's roth gnummeriert,
Dreitausendachthundertmal hat er 's probiert.

A Sprung über d' Goss'n, an Juchaza drauf,
Dirndl loss mi nit long worten und moch mir glei auf!

Das Bierei is gut, wer 's gern trinka thuat.
Wer 's nit trinka konn, der wird rauschi davon.

Wenn 's Wirtshaus a Kira war, 's Mentsch der Oltor,
Da möcht i a Pfarrer sein, a siebn a ocht Johr.

Weil 's Wirtshaus ka Kira is, 's Mentsch ka Oltor,
Drum mog i koa Pforra sein, ka Vierteljohr.

Dirndl sei nit launi, geh, sei wieder gut,
Greif her auf mei Herzerl, wie's hammerlschlogn thut.

Es hammerlt und schlogt jo nur ollweil für Di,
Drum, Dirndl, sei gscheit und liab mi.

Und 's Hammerl und 's Herzerl schlogt ollweil für Di,
Geh, Dirndl, i bitt Di, sei nit launi auf mi.

Drobn auf der Höh steht a Ackerl voll Korn,
Do hob i mei rothseidens Tüchl verlorn.

Verlumpt und verthan! Wos gehts ondre Leut on!
Schenk ein, liebe Frau Wirtin, wos i austrunka hon.

A Moß Bier, zwa Moß Bier! Sogt der Wirt glei zu mir:
Bist bloß a Häuslbua, host jo scho gnua.

Wie i dos Ding hob ghört, hob i glei aufbegehrt,
Hob in Tisch einighaut, do hob'n d'Leut gschaut.

I hob amol a Mentsch ghobt, hob gmoant i hobs i,
Derweil hot 's Mentsch zwölf ghobt, der dreizehnt wor i.

Ich hob amol a Mentſch ghobt, hot Kathei ghoaßn,
Die hat mir mein Liab a narriſche ghoaßn.

Wenn mei Mutter wiſſen that, wie brav als i bi,
Sie nehmet ein' Roſenkranz und betat für mi.

Mei Vota hot gſogt, i ſoll beſſer hauſ'n,
Soll d'Katzen verkaufen, ſoll ſelber mauſen.

D'Katzen verkaufen, das kann ich nicht thoan,
Und i ſong mir mein Lebtog koa Mauſerl alloan.

Mei Voter hat gſogt, i ſoll's Mentſcherngehn groth'n;
Mei Muada hot gſogt, i ſolls pocka beim Krogn.

Jetzt hob i's holt pockt, hobs wolln ſauba küſſen,
Do hot mi ſo a Robnviah in Finga biſſ'n.

Mein Votan ſei Häusl is mit Hobernſtroh deckt,
Wenn i amol heirat, muſs's Hobernſtroh weg.

's Menſch hot a Bürſten, die Bürſten war rar,
Und ſie thät nit bürſten, wenn's wie der Will war.

I hob amol rauſchen ghört auf unſerm Bod'n,
Und wenn i 's wieder rauſchen hör, bin i glei ob'n.

'S tanzen und 's Buſſerl geb'n, das is koa Sünd,
Das hat mir mei Mutter g'lernt als a kloans Kind.

Daſs 's Küſſen oan ſcheckig macht, das is erdicht,
Sonſt hätten viel Dirndl a ſcheckertes Gſicht.

Juchheiraſſaſſa, weil wir 's Leben no hob'n,
Seids luſti, wir kommen ſo jung nimmer zom.

Linz is a Stadtl, Wean is a Stodt,
In Linz eſſens Bratl, in Wean den Solot.

Der Kitt'l und d'Hoſn, der Berg und der Grob'n,
Der Bua mit ſein Dirndl muſs an Z'ſammaſtand hob'n.

Die Liab is a Vögerl, nur im Frühjahr fliegts her;
Thu's fanga, ſchau, ſpäter da kommt's nimmermehr.

Kein Wald ohne Bäum, keine Straße ohne Stein,
A jeder hot a Dirndl, nur i bin allein.

Da hie und da hott, hot der Fiſcherbua gſogt.
Er is Fiſchen ausgonga und hat Krebſen heimbrocht.

Und geſtern auf d' Nocht hob'n wir 'geſſen und bet',
Und da hob i mir denkt: wenn i auch a Menſch hätt.

Du herzigs ſchöns Schatzerl, du allerliebſt's Kind,
Schau her auf mei Herzerl, wie d' Liab außa brinnt.

Im Frühjahr wird g'fenſterlt, im Somma wird g'liebt,
Und im Herbſt, do wird g'heirat', und im Winter wird — gwiagt.

Jetzt bin i verheirat, jetzt bin i a Monn,
Und jetzt ſchaut mi koa junges Dirnd'l mehr on.

Ober is denn net ſchod um mi, daſs i verheirat bin,
Daſs i a Weibel hon, und i bin a Monn?

Wenn i amol verheirat bin, bin i a Mann,
Da ſitz i auf d' Ofenbank, ſchau mein Weib on.

Hob gheirat, hob ghaust, hob a Weibl wi a Fauſt,
Und a Kind wie a Floh, hüpft mir überall noch.

— — — — — Sollt i nit ſchelt'n,
Jetzt is mir mei Weib erſtickt in an Trum Zelt'n.

Drei Nuſs und drei Kern, und Du muſst die mei werd'n,
Und wenn Du's glei no nit biſt, werd'n muſst Du's g'wiſs!

O du mei lieber Gott, ſchenk mir an Naglſtock (Nelkenſtock),
Der auf zwei Füßen ſteht und mit mir ſchlafen geht!

Koa Röſei, koa Nagei hoſt glei gſehn ſo ſchön,
Als wenn zwei Verliebte beiſomma thun ſtehn.

Der Fuchs der is pfiffi, der Jager is ſchlau,
Da nehmens die zwei mit einander gar g'nau.

Wenn's regn't, ſo is's noſs, wenn's ſchneit, ſo is's weiß,
Was andere Leut ärgert, dös thu i mit Fleiß.

Und wenns regna thuat, is's Groſen a nit guat,
Wer'n d' Menſcher waſchelnoſs und kriag'n koa Gros.

Luſti ſei auf der Welt, hab'n ja d' Herrn a ka Geld,
Is ja für mi ka Schond, wenn i kans hon.

Wir ſind arme Bauernbuabn, wir müſſen uns plog'n,
Im Winter mit 'n Schlitten, und im Sommer mit'n Wog'n.

Wie luſtig ſind d' Bauersbuab'n, gor erſt die junga,
Schreit oft der Geldbeutel vor lauter Hunga.

O himmliſcher Voter, ſchau oba auf d' Welt,
Der luſtige Hansl hot ſcho wieder ka Geld.

Dort drenter der Lenten, ſan greane Fenſter,
Da gib i koan Kreuzer für ſchöne Mentſcher.

Die Welt ghört dem Herrgott und 's Dirndl ghört mei,
's Geld dos geht drauf, und der Rauſch der geht drei'.

Sechsadreiß'ghundertmal hob i Dirs gſoat,
— — — — — zerreiß i Dir d' Pfoad.

Wenn d' Kircha da Moßkrug war, und 's Mentſch da Oltor,
Dann möcht i da Pforra ſei' a ſiebn a ocht Johr.

's Dirndel hot laut ausg'ſchrien: Is denn koa Bua zum kriegn,
Is denn koa Bua zum hob'n? Do wor da Fod'n.

's Mentſch hat zwei Kittlſäck', an großn und an kloan;
Der groß' iſt für d' Herrn, und da kloa für die Gmoan.

D' Annamirl vom Stodtthürl thut d' Zithern ſchö ſchlogn.
Jetzt is ihr a Heuſchreck in d' Zither nei g'flog'n.

O mei lieber Heuſchreck, was hoſt Dir denn denkt?
Wenn d' Annamirl war tanzet worn, hätt's Di verdrängt.

Im Wold ſteht a Hütterl, das Hütterl ghört mei,
I trau mi nit eini, weil ſchwarze Bärn drin ſein.

Rundumatum, von der Kammer in d' Stub'n,
Von der Stub'n in d' Kommer, ſchöne Mentſcher hob'n ma.

A Pfeifn Tuwog und a Pitſchn voll Bier,
Is mir long net ſo lieb wie a Buſſerl von Dir!

Die Tonnen im Wald ſtehn auf tiefen Wurz'n;
Und a brennhoaßi Liab hob'n die Leut die kurz'n.

A Schwolb'n macht koan Summa, a Tropfen koan Reg'n,
A Norr mocht glei zehne, dös is ſcho g'ſcheh'n.

Mei Vota hot ſieben Söhn, und i bin da ocht,
Und jetzt will er mirs leugnen, — — — — —

Dei Mutter friſst Milli ob, Dei Vota hat gſtohl'n,
Dei Schweſter kommt in's Zuchthaus, und Du kommſt auf den Galgn.

Dos oan thut's aus Bosheit, das andere zum Trutz,
Und ſo werdn auf d' Letzt olli ſammt nit viel Nutz.

Liesl, ha, ho! Waſch 's Nudelbrett o,
d' Gogſchen hob'n drauf gfreſſen, waſch 's wieder gut o!

Hinter der Wies ſteht a Zapf'n-Bira,
Sitzt a olter Weber drauf, konn nit außawira.

Dort oben am Bergerl, thut 's Laubat rauſchen.
Geh oba, mei Dirndel, thun wir Herzerl tauſchen!

A Schütz is a Schütz, wo er geht und wo er lauft,
Und a Jud bleibt a Jud, wenn man a fünfzigmal tauft.

Wenn i auf mei Dirndl denk, und auf ihrn Nom,
Ziagt's ma ſcho d' Ader z'ſom und kriag Krom(pf).

Eſſen, mein Dirndl, thät i d' Beern für mein Lebn,
Ober auf a ſchwarz's Maul wirſt ka Buſſerl hergeb'n.

Heraußn wenn i les, werd' i olle Boud irr,
Weil das Lärmen do z'groß is von Menſchen und Thier.

So ſtreif i holt umer durch'n Wald und durch 's Holz.
Aber daſs mei Dirndl ſauber is, das macht mi ſtolz.

Vom Gamſerl die Krückerl und vom Hirſcherl das G'weih,
Und vom Birkhahn die Federl und vom Dirndl die Treu.

Dirndl ſei gſcheidt, lieb den Buam, der die gfreut,
Lieb den andern dahoam bei der Sauſtallthürloahn!

Merk Dir den Bam, wo wir z'ſammkemma ſan,
Im Winter is Schnee, wächst a Bleamerl auf d' Höh!

Sechsunddreiß'g Schneider hab'n vierazwanz'g Pfund!
Und eh i a Schneider werd, werd i lieba a Lump.

Hennei bi-bi, Hennei bo-bo,
Legſt mir kein Eierl nit, ſo ſtich ich dich ob.

I hob mir mei Häuserl mit Lebzeltn eindeckt,
Jetzt kommen die Mentscher und fressn mir'n weg.

Dort unt' und dort obn,
Da sind die schön Mentscher mit Käs' davon gflogn.

Und a jede oft blenkerzt mir hoamli nur zua,
Dass i ihr und koa andern die Gfälligkeit thua.

Die Dirndl sein brav, ober grod nur im Schlof,
Das kommt davon, weil im Schlof kann ma nit sehn.

Du olte Runkunken, wo host denn Dein' Monn?
D' Flöh' hob'n ihn erbissen, d' Haut hängt auf der Stang.

Du manst, Du darfst mi tratzen, mei Herz is koa Geig'n.
Mei' Händ' hobn 5 Finger, da zoag i Dir d' Feig'n.

Alte Lieb', stoß' Di nit, do is a Stoan;
Bleib'n wir beinanda, was is's denn alloan?

D' Leut muss ma tratzen, und d' Leut muss ma norrn,
Und jetzt gengan die lustigen Leimsgruaba hoam.

Wenn oaner will ins Wirtshaus gehn, und Kellnerin schenkt nit ei,
Das muss a rechter Schliffan sei.

Jetzt werd i no was erzähln von der langen Elln,
Und von der kurzen Wochn, hobn wir's Fackl o'gstochn.

Hob'n Hofer droschen, hob'n Linsat g'sat,
Hob'n oft a Dirndl beim Tanzen draht.

Und wenn i zum Dirndl geh, hots an Reif wie an Schnee,
Wenn i zruck eina geh, blüht der weiß' Klee.

Wenn i zu mein Dirnl geh', hat's an Reif wie an Schnee:
Wenn i zruck herein geh, beiß'n mi d' Flöh.

Jetzt werd'n wir das Singen schon aufhörn müssen,
Sonst möchts jo die ondern Leut ah verdrießen.

Holt Di nur zuwa, i hab die recht gern,
Und unsere Kinder werd'n schwarzauget werd'n.

Zwischen zwei Tonnabam wochst a greans Gras.
Mei (warum) darf i denn ninma sogn: Du bist mei Schotz?

Zwiſchen zwoa Tonnabam wochst a greans Büſchl.
Ha, Mentſch, is Dir load um an Buam? Na, a gor koa biſsl.

Wenn i glei finſter ſchau, harb bin i nit;
Das is ja mei alter Brau', weißt es denn nit?

Übern Anger bin i ganga, is a Vögerl aufgflogn,
Hot ſich hingnoagt, hat ſich hergnoagt, hat mir zu dem Fenſterl herzoagt.

In Gottesnam' gehn wirs ſinga an, daſs nix bricht und ſollt nix zſam.
Der Hahn hot Gros gmocht, hoſt ihn nit wetzen g'hört?

Geh gib mir Waderl wie a Grummetfahrtl,
Und nou was dazna, dann wirds a Fuhr.

Hoſt a Katz auf der Fotzen (Mund) und an Kochlöffel im Krag'n,
Daſs man von Dir gor kein Wort kann hob'n.

Ha Mentſch, is denn das gſchlofen? Geh gib mir a bettwarme Hand
Und an bruſtwarmen Finger, den muſs i mei Mutter heimbringen.

Die ſchwarzaugat'n Dirndl die ſan ſchon ſchitta,
Grauaugerte Luder die ſtehn mir zwida.

Was ſchwarz is, is liabli, was roth is, is gfuchſt,
I ſchau mir um a Schwarze, die Rothen ſan nix nutz.

Du ſchwarzaugets Dirndl, Du liegſt mir im Sinn,
Wie der — — Stallbeſen in der Miſtlocken drinn.

Gelt Du Schwarzaugati, gelt für Di taugat i,
Gelt für Di war i recht: Wenn i Di möcht.

Zwoa ſchneeweiße Gäns, und a ſchwarzaugats Menſch,
Und a biſſerl a Geld, is mei Freud auf der Welt.

Finſter is 's im Wold, wenns friert, ſo is 's kolt;
In die ſchwarzaugeten Dirndl verliebt ma ſi bold.

Wann i ausgeh, wann i eingeh, geh i dem Nachbarn über d' Gred.
I gang eahm net drüber, wenn i 's Maderl net hätt.

Mei Herzerl is nimmer friſch, weil 's mei nimmer is,
Weil 's ſcho' mein Deandla ghört, die 's hat begehrt.

Wenns Deandl ſauber is und is noch jung,
Da muſs da Bua ſchlau umgehn, ſonſt kimmt er drum.

Digitized by Google

Übern See kann i nit umiſchwimma,
Herant a holbn See kim i zu mein Deandla nimma.

Was hilft mir a rotha Apfel, wenn er wurmſtichig is?
Was hilft mir a ſchöns Maderl, wenns nit für mi is?

Von Flecken am Fuchsberg gehts dreimal gethal,
Wann ſeg i denn wieder mei treus Herzerl amol?

Jetzt hon i ma d' Treuheit in an Gartn neibaut,
Es is nix aufgonga als lauta Unkraut.

Heut ſcheint der Mond ſo ſchei, ſollt i zum Deandla geih,
Sollt i zum Deandla gehn, weil 's is ſo ſchei.

's Deandl is ſauber vom Hals bis zum Kopf,
Nur am Hals hat 's a Binkerl, das nennt ma an Kropf.

Wenn i und mei Schatz auseinanda müaſſn,
Da müaſſn zwei Kieſelſtoan Waſſer flieaßn.

Da Wind verzehrt d' Treuheit, da Reif verbrennt's Gras,
Und derf i denn gar nit ſagn: Du biſt mei Schatz?

Jetzt hon i kon Dirndel zum Zeit verkürzen,
Jetzt muaſs i ma a bairiſche einaſchwärzen.

Über d' Wieſ' geht koa Weg, übern Boch a koa Steg:
Geh i halt nebn an Bach mein Deandla nach.

Wenns Radle hinum laft, lafts herum a,
Wenn da lang Faſching kommt, heirat i a.

Laſsts es nur predig'n des Pfarra — —
A jeda Bua hat mit ſan Deandl Handl.

Schwarze Aug'n, braune Aug'n, die ſtechn mir in d' Aug'n,
Wenn i amal a Jaga wir, ſchieaß i mir a Taub'n.

Da Fuchs und da Haſ' und da Fink und da Spatz,
Und's Lercherl in 'n Gros, dos hätt a gern an Schotz.

Alleweil, alleweil gehts a ſo zua,
Wo die ſchön Menſcha ſan, da is koa Ruah.

Wo ſan die ſchön Menſcha, wo müaſs mas ſuacha?
Beim Bartwirt am Bod'n ob'n thuans Flöh ausſuacha.

Jetzt muafs ma mei Voda an Schimmel kafa,
Dafs i net ſo weit hon zu mein Deandla nacha.

Af da bairiſchen Graniz bin i niedagſeſſ'n
Da hon i man böhmiſch'n Wuchti geſſ'n.

I bin halt a Müllna, konn weiß und ſchwarz mahln,
Jetzt is ma mei Maderl en an Kleib'nfack nei gfalln.

Und a Birnblattl und an Apfelſtingel
Und a Portion Lerchafelsingel.

Da Oſſa is ſpitzi, drum ſegt ma ſoweit,
A jeda Bua hat mit ſein Deandla a Freud.

I bin halt a Müllna, a reicha Kampl,
Mei Dirndl von da Einöd is a lautas Wampl.

Und a Portion ſolchen Luzigrün:
Dirndl, das muafst eſſen, nacha wirſt ſchön.

Da Fuchs und da Haſ' thuan Grasl groſ'n
Unſerm Nachbarn ſei Dirn hat a Haglnaſ'n.

Wenn oana a Reſerl, a Reſerl liabn thuat,
Tragt er Winta und Summa ſei Reſerl am Huat.

Was hilft ma a ſchöna Apfl, wenn er hoch am Bam hängt,
Was hilft ma a ſchöns Maderl, wenns nit an mi denkt?

Meina Muattan ihr Heiratsguat geht in an Fingahuat,
Des ſag i allemal: Zwei wern net voll.

Da Stutz und da Schwoaf ſan nach Oeſterreich groast.
Da Stutz is ſchon do, und da Schwoaf kommt erſt no.

Hon a Wildantl gſchoſſn dort drunt in der Au,
Wia i 's rupfa hon wolln, hats koa Federn am Bau.

Z' Wean in da Lepoldſtadt ſitzt a olts Wei beim Rod,
Spinnt ihr an Schuaſtadroht, weils koan mehr hot.

Hopſaſſa, Heiſaſſa, Holzäpfelmoſt,
Wenn's Dirndl koan Tonza kriegt, hängt ihr da Foz.

Treu gliebt is net gheirat, hat 's Maderl amol gſagt,
Drauf hat ſie ſich wieda zu mir zuwagemacht.

Dirndl i hätt Di gern, Deine Leut segns nit gern,
Deine Leut hob'n an Zorn wegn uns zwoan.

Zwoa scheckate Öchsla habn afdrahte Horn;
Wegn an Büawala bin i nit aufzüngelt worn.

Fuchspassn thua i nit, is ma als z'kalt,
I pass auf a Füchsin, hat a an schön Balg.

Zwoa schneeweiße Täubla, fliagn übern Weiha,
Koan Schuastabuabn soll ma koa Maderl leiha.

I bin da sel Toni, koan Kreuza Geld hon i,
Koan Strumpf und koan Schuh, des is liadala gnua.

Wenn da Mond so schei scheint, is 's n Buaman ihr Freud,
Und da Bäurin ihr Schad, wenns a schöni Dirn hat.

Wegen oan Maderl rausa? Liaba a lebzelters kausa,
Hat Händ und hat Füaß und a Goscherl a süaß.

I bin da Flink-Flank, hon koa Geld und koa Gwand,
Und a schöns Maderl liabn is mir a no koa Schand.

I lass ma mein Weg über d' Höh ausmacha,
Dass i nit so meit hon zu man Dirndla nacha.

Übers Stiegl steig i nit, auf da Stroß bleib i nit,
Auf da Straß is 's nit schöi, segn oan d'Leut geih'.

Auf Plöss bin i gonga, über lauter grüne Anger;
Wenn i wieder amol geh', geh' i über lauter grün Klee.

Am Chudiwaer Grund i koa Wasserl koa gsunds,
Koa Graserl koa grüans und koa Maderl koa schöns.

Mir san halt mir, und mir trinken a Bier,
Und mir trinkan an Wein, weil ma lusti Buam sein.

Auf Fuchsberg bin i gonga, is da Weg gar roppat,
Schöne Dirndla warn unt', aba lauta kropfat.

A Glöckerl am Dach, i hörs umaläuten,
Mei Schatz is nit do, is auf da drentern Seiten.

Wenn da Wind a so saust, gengan d' Buama gern aus,
Wenn a Plederer gschah, dass 's da Wind gewesen war.

In der Rothenbaumer Stadt ſan enge Gaſſen,
Da darf ſi koa fremda Bua blicka laſſen.

Dickati, Dockati, 's Deandl hat a pockende
Und a unbändige Liab hats zu mir.

A friſche Maß Bier ſchreibts ma aufi af d' Thür,
Daſs 's alle Leut ſehen, daſs i a rechta Lump wir.

Mir ſan halt a Buama, mir halt'n halt z'ſamm,
Mir hobn oa Maderl und holten uns dran.

Sieh', ſchau wies regna thuat, ſieh ſchau wies gießt
Du darfſt ja net redn auf mi, wanns Di verdrießt.

Deandl wo haſt Dei Lieb, daſs man's net findt?
Hat Dirs da Reif vobrennt oda da Wind?

Mir ſan von Flecken, habn hohe Häuſa,
Wenn wir ſonſt koa Geld habn, habn ma Kupfakreuza.

Mei Büabal is gwachſen wie 's Suumakornſtroh,
Er is ma nit z'nieda, er is ma nit z'hoch.

Mir hats da Reif nit brennt und a koa Wind,
I hons zum Löſchen tragn, weils a ſo brinnt.

Von Flecken am Fuchsberg is a Weg a weita,
Wenn ſonſt niemand geht, geht da Tomanſchneida.

Mei Muatta tragt Augngläſa mit an meſſingnan Gſtemm,
Wenns drum und drauf ankimmt ſegt 's alleweil no z'wen'g.

Buam laſst eng d' Schnurrbart ſteih, Röck habn wir eh ſcho zwei,
Und a Menſch mit an Kind, da reiß ma Wind.

Mir hobn dos nit aufbracht, mir bringn das nit o',
Zwei Tirolermadl habn's aufbracht, und wir mach'n ihm's no.

Wo is denn dos Maderl, dos an jeden Buam affteht?
Die taugat für a Kreuzſäul'n, wo da Gangſteig fürgeht.

Mei Deandl hat a Göſcherl wie a Kreuzaſchüſſerl,
Wenn a Bua hinſchaut, dann lachts a biſſerl.

Aufn Nachbarn ſein' Bod'n liegt a ſchöns Dirndl ob'n,
Hat a ſeidene Deck, hat's da Kies glei daſchmeckt.

A Dirndl hon i ghabt wie a Häuperl Salat,
In an jeden Buam hat ſie ſi aufighängt wie da Koth ins Wag'nrad.

Muſikanten ſpielts rundumadum, daſs i zu man Dirndla kum,
's Deandl ſitzt af da Of'nbank, hätt ſchon bald gflennt.

Drei Schuaſta, drei Schneida, drei Hammaſchmiedgſelln,
Die hobn alle Drei af oana Goas reitn wölln.

Jetzt is 's aus, jetzt is 's aus, hats Wirtshaus a an Rauſch,
D' Kellnerin hat a an Spitz, des woaß i gwiſs.

'S Wirtshaus is eckig und d' Kellnrin rund,
Da Wirt is kreuzluſti, der zaundürri Spund.

Muſikanten ſpielts mir on auf, daſs i koa Geld nit brauch
A ſchneeweiße Hollablüah hon i bei mir.

Af da großen Schofweid hats an Schneida vowaht,
Es gſchieht eahm grad recht, warum naht er ſo ſchlecht.

Da Schneida hat d' Goas valorn, woas nit, wo s' is,
Er ſucht alle Winkel aus: Heberl wo biſt?

Da Bartwirt von Flecken is a kreuzbrava Monn,
Weil halt ſei Bräundl a ſo lauf'n konn.

Dreizehn — — — diena und vierzehn — —
San ſiebnundzwanzg Lumpn wie wenns zſammbandelt warn.

Alle Haſelnuſs ſan zeiti, alle Nuſskern ſan braun,
Alle Buama habn Dirndl'n, i nuaſs a um ans umſchaun.

Da Landrichta von Kötzing is a kreuzbrava Monn,
Der gibt oan a Stüberl, koan Zins nimmt er on.

Deandl geh net ins Gras, werdn da Deine Schuacherl naſs.
Werdn ſchon wieda trucka mern, ſchwarzaugeta Schatz.

I hab ja koa ſchwarzi, i hab ja koa braun',
I hab ja grad Augerl zum Dirnderl anſchau.

Herzal, ſchöns Kind! Übern Zaun geht da Wind,
Schau her auf mei Herzerl wia d' Liab auffabrinnt.

I und Du habn nit viel, i und Du tragn nit ſchwar,
Wenn ma amol gar nix habn. heirat'n wir zſamm.

Mei Weiberl thuat stricka, meine Kinderln thuan wan',
Da Sepperl is kreuzfidel und geht nit hoam.

Wenn alle Leut schmatzen, und grad über mi,
So muafs i mir denka: Sad 's leida wia i.

Lufti in da Noth hat Gott a amol gfall'n,
An lustig'n Buam kann da Teufel nit holn.

A Steirermensch liab'n, des macht a Vergnügu,
Kann ma am Kropf aufisteih', sicht ma den Mond schö' aufgeih'.

Mei Maderl in da Weit' hat mi allezeit gfreut,
In da Nocht oani is ma liaba koani.

Wenn alle Lent schmatzen und schmatzen mi aus,
So spei i ins Wasser und mach ma nix draus.

Wenn alle Leut schmatzen und alles über mi,
So spei i ins Wasser, es rinnt schon dahi.

's Vögal am Zaun des thuat trauri singa,
Jetzt möcht'n mi d' Leut um mei Dirndal bringa.

Vorzeitn habns kane Uhrn ghabt die altn Monna,
Habn in d' Mistlacken ei'gschaut, san zon Essen gonga.

Wieder amol bist mein Schatz, wieder amol schaust mi on,
Wieder amol woast es schon, dass 's nit sei konn.

's Vögal am Zaun hat an Schwoaf an krump'n,
Jetzt heirat mei Dirnal an Haderlump'n.

Hab Buttermilch gspunna, hab Holzäpfel klobn,
Hab Spannscheita ghachelt am Taubenkobel ob'n.

Zwischen zwoa Berg und Thal hab i niani Rofs im Stall,
Zwischen zwoa Deandln drin hab i man Sinn.

A rothe Hennasteig, a blaua Hahnbaum,
I wenn i oft kam, war i a angenehm.

Wenn i nit kim is 's oa Ding,
Muafs jo dos Dirndl a alloa lieg'n.

D' Sechsa und d' Siebna san a a schöns Geld,
's Dirnd' hat oan — — sunst hät sie si gmeldt.

Digitized by Google

Schwarze Zigeunrin Du haſt mas anthon,
Daſs i zu man Dirndla koa Freud nimma hon.

Dirndal ſteh auf, gib dem Goasbock a Heu,
Daſs er nit a ſo umaſchreit wia an alts Wei.

Jetzt hon i koa Dirnal, jetzt leb i gringa,
I ſchau ma ſo bald um koa Dirnal nimma.

Im Wald ſchlägt da Fink, im See ſchwimmt da Fiſch,
Mi gfreut ja das Häuſerl wo 's Maderl drin is.

Beim Bartwirt am Bod'n is a Brett obrocha,
Da is halt da Girgl zu da Pepi gſchloſa.

Geh ſchwarze Zigeunrin, geh thua mas wieda,
Daſs i zu man Dirndla a Freud hon wieda.

Jetzt hon i koa Deandal, jetzt leb i ganz leicht,
Jetzt brauch i zu koana Predi geih' und zu koana Beicht.

D' Fuchsberga Dirndla ſan hoch aufi gmaln,
Jetzt is eah die ſchöna ins Nachthäusl gfalln.

Vom Nachthäusl in d' Lacka, von da Lacke in Grabn,
Jetzt hat ſi dos Luder no beſſa dazogn.

Af da Welt gibts viel Häuſa, im Himmel viel Stern.
Du Tolpatſch kennſt des net: 's Menſch ſegt Di nit gern.

Grüaß di Gott, Grüaß di Gott, is a a ſchöns Wort,
Aba Pfüat di Gott, Pfüat die Gott, is a weng z'hart.

Daſs 's im Wald finſta is, das macht da Bam
Daſs mei Deandl zorni is, des glaub i kam.

Mei Büawal hoaßt Sepp und da Nam' hat ma gfalln,
Den muaſs ma da Maler ins Herz einimal'n.

Af da Welt ſama ſcho, weita gehts nia,
Wenns amal weita geht, gehts daneben für.

A luſtigo Bua geht den Wirtshäuſern zua,
Und a Melancholi der geht vor für d' Fenſta.

Guate Nacht und ſchlaf gſund, Dirndl ſag mas vom Grund,
Dirndl ſag mas fei gwiſs, daſs i woaß wie Dir is.

Daſs 's im Wald finſta is des machn d' Äſt,
Daſs mei Deandl ſauber is, das is das Beſt!

Was is denn da drinnen, was ſchaut denn da raus?
A kloans Tröpfl Bier, und das trink i glei aus.

Was is denn a Bauersknecht, was is er denn wert?
Bei der Nacht a ſchöns Maderl, beim Tag a ſchöns Pferd.

Didl, Didl, heit'n, du böhmiſche Sait'n
Du böhmiſcha —, zu Dir leg i mi net.

Dös Sternerl dös gwiſſe, dos mirk da mei Schatz
Schauſt Du hin, ſchau i hin, glaub mir's, i darathS.

Den möcht i ſehen, der mir eppas that,
Den klopfat i d' Hoſn und flicket eahm d' Naht.

A Reh hat zwoa Gwichtl, a Jaga zwei Hund,
Mei Schatz hat a Gſichtl wia a Semmel ſo rund.

Mi gfreut halt ſiſt nix, als mei Hund und mei Büchs
Und mei Pulverhörndl, und mei ſaubers Dirndl.

An Hieb übers Gſicht und an Schuſs in den Arm,
Wenns Herzerl no ganz bleibt, is d' Liab no ſchö warm.

Und i hätt nix dagegen in mein Ärger und Zorn,
Wenn i ſtatt an Gehilfen Forſtmeiſta war worn.

A Büchſerl am Rücken, a Feder am Huat,
Und mei boyeriſch's Herzerl is durch und durch guat.

A jageriſch Gwandl, a Büchs und an Hund,
Und a wäldleriſch Dirndl is durch und durch gſund.

Und 's Böckl am Gwendt hat ſi umadum draht,
Die aufrichtign Dirndla ſan ja recht dünn gſat.

Und 's Böckl am Gwendt hat ma oba pfiffa,
Sollt a Kügerl nit ſchad'n, ſollt ihm's aufi ſchicka.

Muaſs nit grad a Bock und a Hirſch nit grad ſei,
Schau a Birſch auf a Dirndl is a ſo viel ſei.

Und a Jaga ſiecht guat, aba d' Liab macht'n blind,
Und da fangt Dir den größten a kloans Dirndl gſchwind.

Und hint aufi Federn, und vorn aufi koa,
Und i lafs ma die hintan net vorn aufi thoa.

Roast's auffi, ös Gfangeln, roast's auffi in d' Welt,
Bfucht's d' Sennrin auf da Alm und 'n Bauern im Feld.

Und wo ma enk gern hat da kehrt's freudi ein,
Und wo ma enk nit mag, do lafst es halt fei!

I glaub kam, dafs mi oans no recht finga hot ghört,
Sumfen wohl, ober dos is dou kam der Müh wert.

I fing eh nit oft, ober immer (manchmal) gfchiehts dou,
Und i wett, ös errathet's das Gfcheiteft nit, wo.

In Wold geh' i eini tiefmächti und fchnell,
Bis i gwifs woaß, hirzt hört mi koa Hund und koa Seel.

Dafs's enk nit zuviel wird, und mir af d' Letzt z'wen'g,
Is dou gfcheiter, wenn i mitten in d' Gfangan anfheng (ende).

Wie i größer bin wor'n, hobns mir a Hof'n ongloat (angezogen),
Und hobns, onftatt der Holftern gfchwind angheft in d' Pfoad.

In Feiertan thu i rauka, weils a jeda Bua thuat;
Ober juft, wenn mi 'ziemt: Nu hirzt gehts mir recht gut,

Follt mir d'Pfeifen vom Röhrl oder bricht mir der Spitz,
Und dann bandl i holt um, bis 's mir abgloschen is.

Und vom gonzen A B C hon i nix glernt wos 's „I",
Und konn nix buchftabieren wos S i e = Sie.

I tändl ni gern, für wos hätt i denn d'Händ,
In an lafslaten (kleinen) Feirta beim Safarament.

Ober kam rauk i wos und moch ma wos los,
Sogt's Dirndl: Geh' fei nicht fo kindifch, bift dou fchon fo groß!"

„Möi (warum) reißt (fekierft) mi auf amol?" So herrifch hon i gfroat.
S' Dirndl, ober glei b'fonna, hat fo zu mir gfoat:

„Danoch d'Soch, danoch d'Sproch, danoch d'Woar, danoch's Geld,
So is 's g'wen, und is non, und wird bleib'n auf der Welt."

Is enk a afo gonga, Gottskreuzgrenadier,
Dos Ding wird enk brennt hob'n, i weiß 's nou bei mir.

Am Dreifoltigkeitsſunta, a zwei Tog zuvor,
Hon i gſoat: „Mei liabs Schotzerl, hirz is 's amol gor!"

Dort ſteht a hübſch's Madal, is nit jung, is nit olt,
Und ſo oft i mi umdreh, kriegts a ondari Forb.

Du herzig ſchön's Dirndl, du ſchmeichelhaft's Ding,
Nur grad denken auf Di — und mi hebt's ſcho und ſpring.

A ſo a Schöni wie Du find't ma nit weit und nit broat,
Ja i würd, wennſt mir gſtohln wurdſt, ſtocknarriſch vor Load.

Aufs Johr geht mei Voter ins ſechzigſte Johr,
Und dann gibt er mir über, und wir wer'n a Poar.

Hoſt nix oder wos, i hon a brav's (hübſchs) Guat,
Denn mei Voda hot gewirtſchoft fünf Johr mit oan Huat.

Alli Johr a Paar Bundſchuh, alli fünfe an Huat,
Und ſein vierzigjährigs Brautgwand is no pfenningguat.

Hon Betta, hon Kaſten, hon Truhen und Vieh,
Und 's Geld, dos woaſt eh, daſs i ſei Voda ſchier bin.

I kennet wohl oani, die gfollet mir ſcho',
Is a rundpunkets Dirndl von hint und voron.

Von hint und voron is 's a rundpunkets Thoa,
Und i hör, ſie brauchet eher zum Dutzend no oan.

Dos is mei Dirndl gweſt, und i ihr Bua,
Mog enk z'viel oder z'weng ſei, mir is 's owa gnua.

Mir gfollt a kloans Wörtl, dos Wörtl hoaßt „friſch",
Und i mog eh' koan Schotz, bis i ſo oan derwiſch.

„F" bedeutet „fromm", und was fromm is, liebt Gott.
Dann kimmt „r" „e" „i" „n": „rein", und jung ſchreibt man mit Jot.

Frumm, rein und jung, das is eh ſchon ſchier gnua,
Daweil kimmt a no 's „Sch", mit der Schönheit dazua.

Nu ſo friemts enk on ebbes Traurigs zum woan,
Ebbes Luſtigs zum locha, mir geht olls in oan.

I hon 's Locha und 's Woan wie ös 's Geld in oan Sock,
Mit dem Unterſchied holt, daſs is hon olli Tog.

Und wiſst's, wos die Dirna und 'd Bäurina ſogn?
Nehmt's enk dou amol Zeit und gehts aus ins Gäu frogn.

Sogt oani zu der ondern: „Nu, kennſt'n denn nit,
Dos is jo der luſti Hons, Du kennſt'n, i wett.

A weng a ſperra (magerer) Kund, mit an herriſchen Schwung,
A weng blaß im Geſicht und is nimmer gor jung.

Nou, i ſog Dirs rund außi, ſchön is er gor nit,
Müſs'n long ſitzen bis daſs er wos red.

Bis er aufſteht vom Sitz uud zum Singa onhebt,
Und do zieмt di holt deanaſt, nur olls in ihm lebt.

Und je länger olś d' ihm zuhörſt, deſto kürzer wird Dir d' Weil,
Und je länger olś d' ihn anſchaust, deſto beſſer vergeht Dir d' Fäul'.

I bin enk a Kerl, a Million ſteckt in mir.
Und i wett um die holb, daſs i die gouze kriegn wir.

Der ſi gor a ſo moutzt, der ſi gor a ſo kotzt,
Mit demſelben glaubt's g'wiſs, daſs 's nit gor zu viel is.

Ober recht trauri g'wiſs, glaubt's mir, daſs 's mit oan is,
Der a Schimpfred verdroat (verträgt) und ſtott'n Zuſchlog'n woat (weint).

Und a jeds hot au Ruf, und ſonſt geht mir nix zua,
Netta 's Kellnamentſch kimmt, wenn i mit'n Krug ſcheppern thua.

Auf mi konnſt Di ſteiſt'n in der blutig'n Gfohr,
Du brauchſt nur grod z'pfeifen, ſo bin i ſchon do.

An Pfiff und an Schroa darfſt nur thun, wenn Di zieмt,
I bin do, wie der Blitzſtroa auf'n Lichtela kimmt.

Und wos Dir fehlt, fehlt mir, wer Di ſchlogt, ſchlogt auf mi,
Und verloſſen wirſt nie, Himmelkreuzſakradie!

Denn wenn mi was harbt, is 's mit mir nit viel Gſpoaſs,
Kann fuchsteufelswild dreinſchaun, und wird mir glei hoaß.

Hau oans eini ins Gfriſs, mog dann ſein wer der will,
Scheu' nix, wenn i Zorn ſeſst, koa Teufl, koa Höll.

I bin a kloans Bürſcherl voll Spaſs und voll Schwung,
Hob Augen, hob Ohren, hob a Maul und a Zung.

Die Aug'n richt' i auf's Dirndl, weils ſchön is und jung,
Und gfollt's mir, ſo ſog i 's, desweg'n hob i d' Zung.

Mit'n Ohrn thu i loſen, wos ſ' ſogt und wos ſ' red',
Mit'n Maul thu i 's buſſerln, wenn i 's heirat grodweg.

I hon a bös' Aug'n, oba 's wölli ols 's is,
Is 's das recht oder 's deng (link), das woaß i nit gwiſs.

Imner (manchmal) moan i, i hons ſchon, und zoag auf das recht!
Ober glei wieder ziemt mi, dos deng' is das ſchlecht'.

Ober wenn's mirs oans ſogat: „Hans, glaub mir, das is 's!"
Kinnat ſei, daſs is heut no vom Kopf außer riſs,

Vom Kopf außer riſs und den Katzen vorſchmieß;
Ober ſo loſs i's ſteh'n, wird ſcho wieder vergehn.

Ziema thut mi holt ſcho, bold vor Lieb, bold vor Zorn,
Unſer Haushund müſst's leid'n, wenn i 's Teufels war worn.

Mei Mentſch hot mi kloat (geklagt), hob'n mirs ondri Leut' gſoat,
I bin longſom beim Zohln und bin gor nit vazoat (verzagt).

Und wenns mi a kloat, i bin gor nit vazoat,
Denn dos Gricht möcht i kenna, das mir nit zualoat (Recht gibt).

Möi (warum) biſt denn ſo ſatzi, biſt netter wia i,
Oder biſt denn Du Schuld dran, daſs i a aſo bin.

Die zwei Zipf auf der Seiten, die wärmen nit viel,
Aber der in der Mitten, der hot die beſt' Hüll'.

Der groß' Hund beißt den vordern, den hintern der kloa,
Ober den in der Mitten traut ſi koaner wos z'thoa.

O mei liebs Lieſei, wer mäht Dir denn 's Wieſei,
Wer wird Dir's denn mah', wenn werd i nimma ſa (ſein)?

Hob i ſchön ſtad übern Grob'n umi gmaht,
Da hat mi a Schmelher in Grob'n eini draht.

O Schmelher, o Schmelher, i krieg Di ſcho dron,
Im Winter im Futterſchneid'n konn i Dir on.

Aber 's Landlebn hot Gott gebn ſo heiter und friſch,
Darum ſpringen die Hirſchel voller Freuden im Gebüſch.

Warum ſoll ma denn die Maderl nit liab'n und nit kriag'n?
Thuns die Vögerl auf die Bam drob'n, daſs ſi d' Aſterl thuan biag'n.

Du Dirndl, Du herzigs, Du saubers, Du kloans,
Zweg'n der Liab hob'n wir gheirat, ober Geld hobn wir koans.

Mei Dirndl is trauri; geht niemand was an,
Wird's a Dachkatzl, ſpringts am Bam aufi, wirds a Rehgoaß, laufts davon.

Z' Linz hon i zwoa Madl, z' Wean zwoa, z' Paſſau oani' ſan fünf,
Wenn i die z' Paſſau a verlier, ſo bleibn mir denerſt no vier.

Jetzt hob i no zwei Kreuza, die ghören mei und dei;
Drah Di, Waberl, drah Di, verſoffen müſſens ſein.

I und mei Annamirl ſan gleg'n auf der Strah,
Sie hot den Strumpf verlorn, i mei Haub'n a.

Tonz i mit der Mirdl, drah mi mit der Mirdl drunt in der ſchön Au.
Und wie wir auf Schönau ſan kumma, hobn's mir d' Mirdl a weggnumma.

Roth is der Opfel, weiß is der Kern, gelt Mentſch, mein Buam hätt'ſt gern!
Jo, Dirndel, mi muſst frog'n, wennſt ihn willſt hob'n.

'S Mentſch hat mir an Krapf'n geb'n, is no gonz teigig gwe'n, die verboat Matz;
D' Buam hab'n mir's Wagerl gſtohl'n, die ſoll der Schinter hol'n mit der buchern Ax!

Unſer Dirn die Hudl, friſst a Maſſa Nudl,
Springt verkehrt in d' Diel'n in d'Höh, ſagt, es thun ihr d'Nudl weh.

Jede Kellnerin hot ihr Geldtoſchn, jeder Jager hot ſein Bix,
Jeder Bauernlackl hot ſei saubers Madl, ober unſeraner, der hot nix.

Red'ſt allweil von Scheitern, von den fichtern, von die feichtern,
Von die tännern red'ſt nia, weilſt koa Liab hoſt zu mia.

Dirndl, wonnſt mi willſt lieb'n, ſo muſst mir treu bleib'n,
Das ſakeriſch' Umaſchmaudeln kann i nit leid'n.

Dirndl, wannſt mi willſt lieb'n, ſo muſst da a Bruſt aufiſchnürn;
D' Hor müſſen g'ſchneckelt ſei, dann g'hörſt erſt mei.

Luſti ſan d'Schlägersbuam, können ſchön ſchlag'n bei der Nacht,
Das muſs ihnen olles eins ſein, is 's Tog oder Nocht.

Wenns regn't oder wenns ſchneit, oder wenns blitzt, daſs alles kracht,
Das muſs uns alles eins ſein, is 's Tag oder Nacht.

'S Liedl is aus, 's Tanzen is aus, 's Mentsch thut beim Rauchfang aus,
Und der Bua schaut ihr zua, der locht sich gnua.

Wenn die Hühner gatzen, wenn die Kälber schmatzen,
Die Mägde hinter der Staude natzen, wenn der Kuckuk schreit: das ist die schönste Zeit.

Der Raubvogl sitzt am Rauchfang, auf'n Voglbierbam ob'n;
Jetzt soll i den Raubvogl vom Voglbierbam jogn.

Wenn ka Almerhüttl wär und koa stoaners Wandl,
So hätt der Gamsurberl gewiss jo koa Unterstandel.

Schneids Bixbam, schneids Buxbam, schneids bixbuxbirnbama Lod'n,
Mei Dirndl muss a bixbuxbirnbamas Bettstadl hobn.

In Krummau is a Wunda gschehn, da Goaßbock hots erzählt:
Do hob'ns an krummen Schneidergsell'n zum — — — — gwählt.

Jetzt is 's scho nimmer guat, wenn der Bauer beim Mistführn Zigarrn raucha thuat.
Früher wor für a so an Monn a Zipflhaubn guat.

Taratara, hobns Aepfel gstohln, taratara, Birn a,
Taratara, hab'ns mi erwischt, taratara, Di a.

Bin i a Lump, bist Du a Lump, do san wir Lumpen zwei,
Hob i koa Geld, host Du koa Geld, o Lump, wie wirds uns gehn?

Was wird denn mei Weibl heut sog'n, dass i so lang nit hoam kim,
Sie wird si denka in ihrem Sinn: wo is denn das Lumperl heut blieb'n?

I bin der Simandl von der Sonnleicht'n, hob an Krautacker und a Hoberleuchten,
Hob zwoa Goaß im Stoll, zwoa Böck im Pfluag, ober Leut, is dös a Zeug und mir gehts guat.

I hon a Häuserl in der Sonnleuchten, an Krautacker in der Hoberleuchten,
Hob zwoa Goaß im Stoll, zwoa Böck am Pfluag, bin a schlechter Bauer und mir gehts guat.

Zwoa schneeweiße Täuberl, a Manderl, a Weiberl
Sitzen schön beinanda, aber kans hot sie gschamt, dass sie si gern hab'n.

Unser Hund und enker Hund gehen mitanander,
Der unsre hot an kurzen Schwoaf, der enkri hot an longa.

Hoam ſoll i geh, do ſoll i bleibn, der Mutter ſoll i Erdäpfel reib'n;
Hoam geh i nit, do bleib i nit, mei Muttern reib i d'Erdäpfel nit.

Trink'n wir aus das Tröpfl Bier, kaufn wir no a Seidl,
Sogt da Wirt ſcho vom Zohln, is koa Geld im Beutel.

Ollweil über oa Stiegl ſteig'n, ollweil bei oan Dirndl bleib'n,
Ollweil über Ecks, über Ecks, ollweil fünf ſechs.

Wenn oaner a ſchöns Wieſerl hot, heigt er a ſchöns Heu,
Wenn oaner a ſchöns Maderl liebt, kriegt er a ſchöns Wei.

Dan Schnolz Gorn, zwei Schnolz Gorn ſpinnt mir mei Wei,
Dan Loab Brot, zwoa Loab Brot friſst's auf dabei.

Heiraten thu' i nit, dos ſog i ſchon,
Bei an Buam is's beſſa ſei, ols bei an Monn.

Schworzaugat bin i nit, und a ſo taug i nit,
Wenn i ſchworzaugat wa'. tauget i a.

Mei Schotz is nit do, is nit z'Linz, is nit z'Prog,
Er is unterholb Wean, daſs er's Mentſcherliabn lernt.

A Büabl hon i gliabt den ganzen Summa,
Jetzt hot mir mei Kameradin das Büabl gnumma.

Hinter der Holerſtaud'n wochſen gelbe Ruab'n,
Koan Witwer mog i nit, lieba an ſchön' Buam.

D'Freud is in's Waſſer gfalln, ſchwimmt ſehr dahin,
Weil alle Leut ſagen, der Bua is nit für mi.

Heut is a Samstanacht, hot mir mei Herzerl glocht,
Heut gehts no luſti zua, heut kimmt mei Bua.

Adje, liaba Jaga, jetzt muſst Du Di ſtelln,
Mit'n Urlaub is's richti, Gott hots a ſo wölln.

Nix Bergſteig'n, nix Fenſterln, nix Jaga mehr ſein,
Dei Leb'n ghört dem Kini, aber's Herzerl ghört mei.

Mei Schotz is a Jäger, a luſtigs Bürſchl,
Der hot jo zwei Wad'l wie Leberwürſtl.

Zwiſchen zwei brennti Stöck' hob i mein Buam verſteckt,
Den ſoll der Kuckuck hol'n, der mir'n hot g'ſtohl'n.

's Büberl is harb auf mi, hon ihm nix thon,
I gäb ihm a Busserl, er nimmt mir's nit on.

Ich bin von der Wulda, von der herintern Goss'n,
Jetzt woll'ns mir von der obern koan Buam nit loss'n,

Solln ihnen'n nehma, und solln ihnen'n ghol'n,
Mir hot jo der scheynat Karl eh no nie gfoll'n.

I bin von int ansa, vom intern Landl,
Und vor lauter der Lieb zittern mir d'Fürtabandl.

Und wenn i glei moa, jetzt bleib i alloa,
Und jetzt, wenn i mei Büberl sieh, konn i's net thoa.

Lustig ausgangen und traurigi hoam,
Mein Buam hab'ns mir g'nommen, z'todt möcht i mi woan.

Ich bi von der Hütt'n, wer wird mi kenna,
Wer wird mir mei schworzaugats Bübei nehma!

Aber i könnt Dirs scho nehma, i mog Dirs nit thoan;
I hätt dann's Buabaler, und Du wärst alloan.

D'Gansauer Buama, sie moan, sie sind schön;
Sie sind aber nur Steckan zum Goaskaufen gehn.

Aber Seppei, sei gscheit, lieb d'Rosel mit Freud,
Lieb' d'Rosel alloan, wie schön wirds Dir thoan!

Hiasl, ha, ho, lass den Fensterstock do,
Du kannst'n net braucha, und mir geht er o!

Und wenn der Monendl (Mond) scheint, scheint über's Wog'nrod,
Und wenn sonst keiner kimmt, so kommt's Schafbauer Krowott.

Mei Schotz is a Bäcker, is olleweil voll Toag,
Mit ihm werd' ich's b'schließen, die Liab geht auf d'Noag.

Der Weber, der hot mi schon lang in der Hetz,
Er möcht mi gern fangen in sei verliebt's Netz.

Mei Schatz is a Schmied, aber brennt is er nit.
Jetzt loss' i mirn brenna, sonst kennert i'n nit.

A schneeweißer Fetzen, der hot mi verblend't,
Sonst hätt i mei Lebtog an koan Müllner nit denkt.

Kloa bin i, kloa bleib i, groß konn i nit wern,
Weil mi mei Muatter verdörrt hot in der Röhrn.

Kloan bin i, kloan bleib i, groß mag i nit wern,
Schön rumpat, schön punpat, wie a Hoslnusskern.

's Bübei in der Nochborschoft schau i gern an,
I hab a Freud, wenn i's seh, wenn i's glei nit hobn konn.

Büaberl, i lieb Di treu, grad zwegn der Lumperei,
Grad zwegn dem Wirtshausgeh'n thu i Dir schön.

Du lebfrischer Bua, schau mi nit ollweil on,
Hast Augen wie Glut, spritzen d'Funken davon.

Was soll i denn singa und wenn i nix konn,
A Stubn voller Kinda, a rotziger Monn.

Musikanten, ös — — — —, spielts mir auf meine Tanz,
Dass i amol tanzen kann mit meinem Franz.

Gestern und heut, und der Bua hot koa Schneid (Mnth),
Und wenn der Bua koa Schneid hot, is 's koa Freud bei der Nocht.

In der Leimsgrub thuns läuten, da schwingt sich der Thurm;
Je länger ols's läuten, desto schöner werd'n d'Buam.

Mei Vota hot gsogt, i soll d'Buama gern hob'n,
I soll's nehma beim Krog'n und um d'Erd umaschlog'n.

Mei Vota hot gsogt, i soll d' Buama loss'n,
Er kauft mir a Haus in der Wienerstroß'n.

Auf Wien is's mir z'weit, und auf Linz geht koa Steig,
Und koan solchen Buam mag i nit, der mi nit gfreut.

Ober gehst mir zu dera, so nimm mir i den,
Und so gut wie Du's Foppen, so gut kann i's Zenn (hetzen).

Der Birnbaum is voller Birn, i loss mir mein Schotz nit wihrn,
Znächst's Büwei hot's gwaht im Kammerl schön stad.

Geh weg von mein Fensterl, bist nimmer mei Bua,
Geh thua a weng olma, dann los i Dir zua.

Geh wegga, geh doni, i mog Di nit leidn,
Bist a kraxleter Bua, könntst — — — steign.

Eh' i mi foppen loſs von an Bauernbuam,
Eh friſs i mi holbats todt in a Krautruab'n.

Da Büabei, koa Büabei, netter oa Ding,
A Herz wie a Vögerl, drum leb i ſo gring (leicht).

Mei Herzerl is treu, is a Schlöſſerl dabei,
Und nur a oanziga Bua, hot dos Schlüſſerl dazu.

Wenn i mein Büabei von Weitem gehn ſiach,
Da moan i holt olliweil, da Nagelſtock blüaht.

Hob g'heirat, hob g'haust, hob an Mann wie a Fauſt,
Und a Kind wie an Orm, is mir dennaſt nit gſtorb'n.

Dos is mein' Olten ſein oanziger Troſt,
Daſs ihm, ſo lang i leb, ſei Geld nit verroſt'.

Ober heut bei der Nocht hob i locha müſſen;
Hob glaubt i hob an Buam bei mir, daweil hob i d' Kotz ban Füßen.

Aus is's um mi, weil i überblieb'n bi,
Und a überblieb'n's Leut hot ſei Lebtag ka Freud.

Geh wegga, geh doni von meinem weißen Bett,
Du biſt a Fleiſchhocker, Du mochſt mirs voller Fleck.

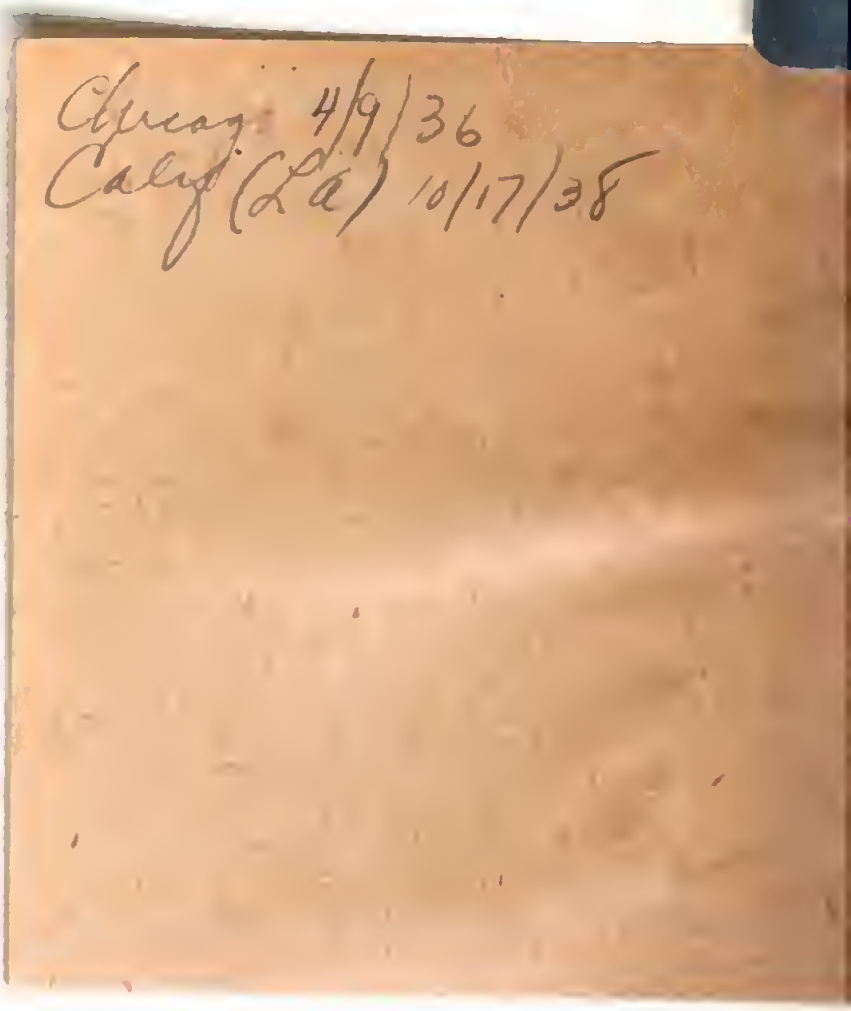
Wenn mei Bua a Staarl war, und i dann a Zeisl,
Da möcht i gern die Wirtſchaft ſehn in dem Voglhäusl

Wenn i an mei Büberl denk, riegeln ſi Tiſch und Bänk.
Herrgott, wie der's Lieben kann, ſolche ſind wen'g!

Büberl, bleib mir treu, auf mein Herz wächst a Zweig,
Reiß' Dir'n ob und ſetz Dir'n ein, wenn er grünt, g'hört er Dein.

Die Hoarfrau läſst den Herrn ſchön grüßen, er ſoll einen Thaler ſchießen,
Ein Thaler is ſchier z'viel, kann der Herr geben, was er will.

In Ganſau da bleib i nit, do ſan koani ſchön' Buabner nit;
Einer der war a wen'g, und der is ma a z'wen'g.



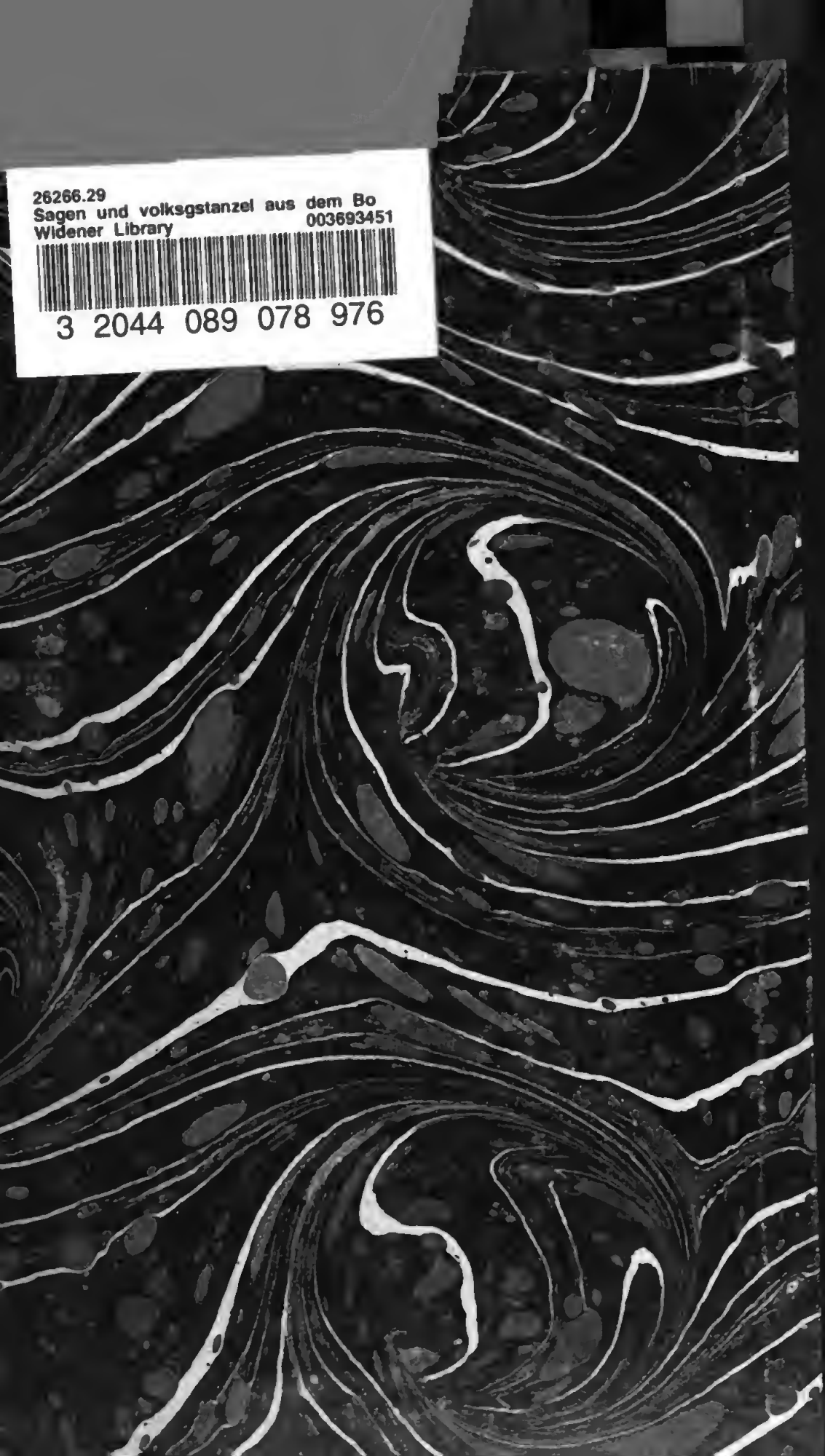
Chicago 4/9/36
Calif (La) 10/17/38

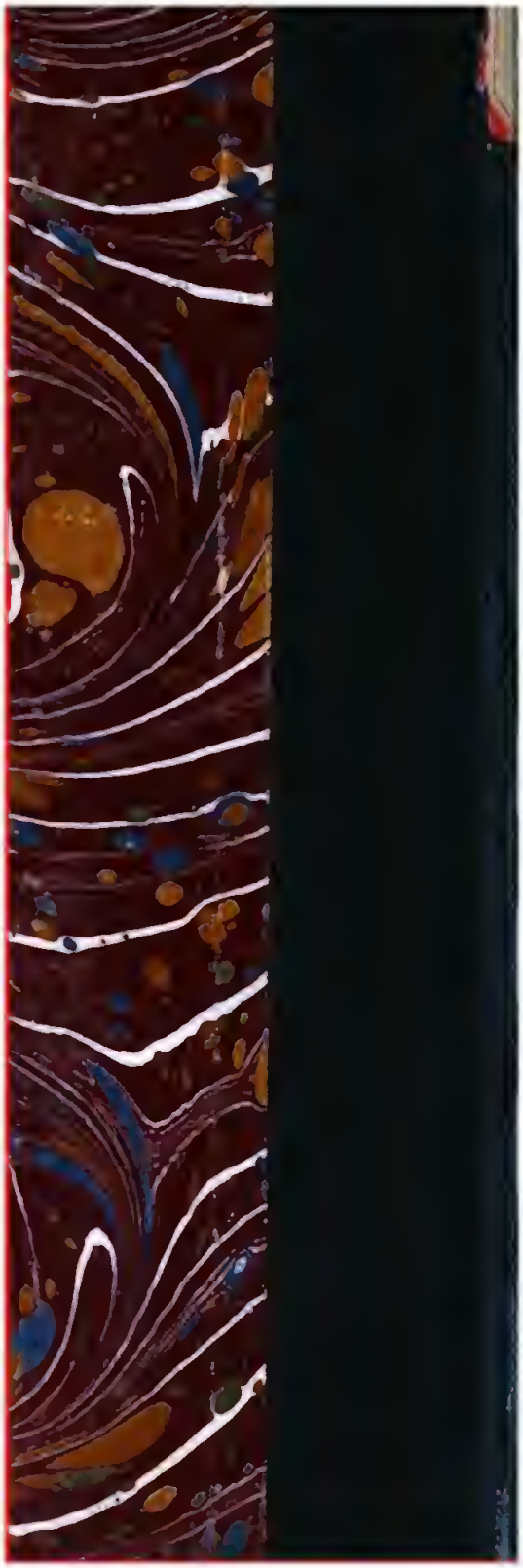
Digitized by Google

26266.29
Sagen und volksgstanzel aus dem Bo
Widener Library 003693451
3 2044 089 078 976

Digitized by Google

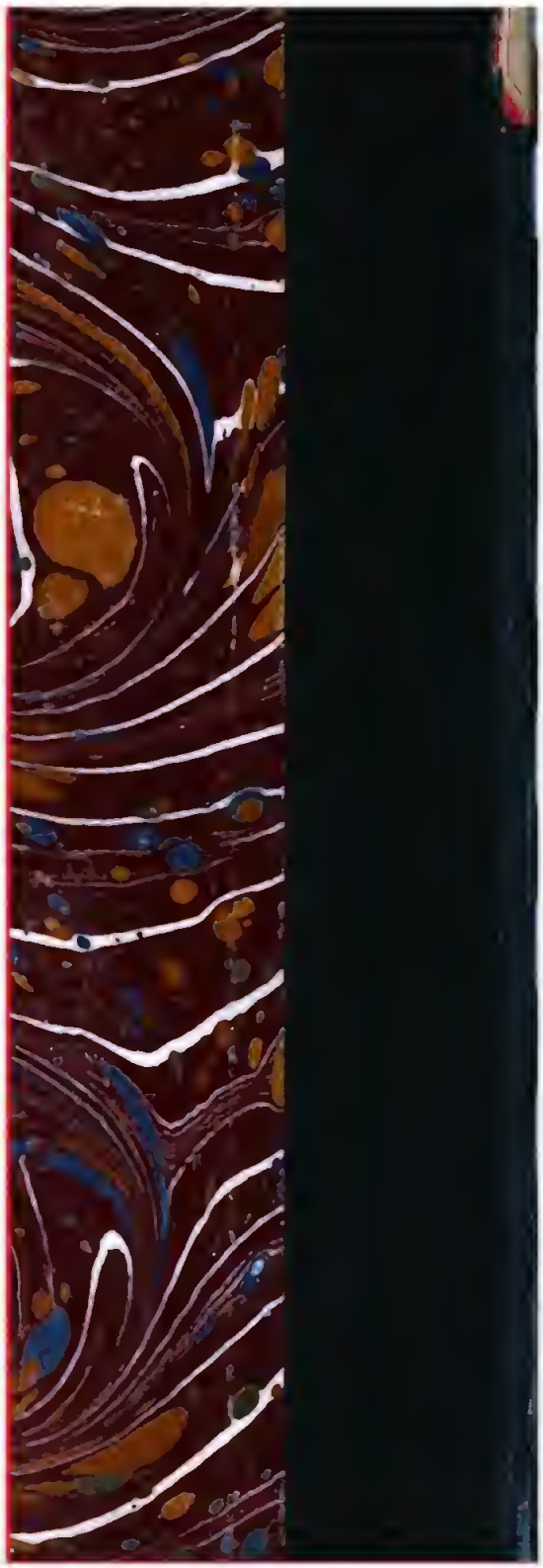
26266.29
Sagen und volksgstanzel aus dem Bo
003693451
Widener Library
3 2044 089 078 976



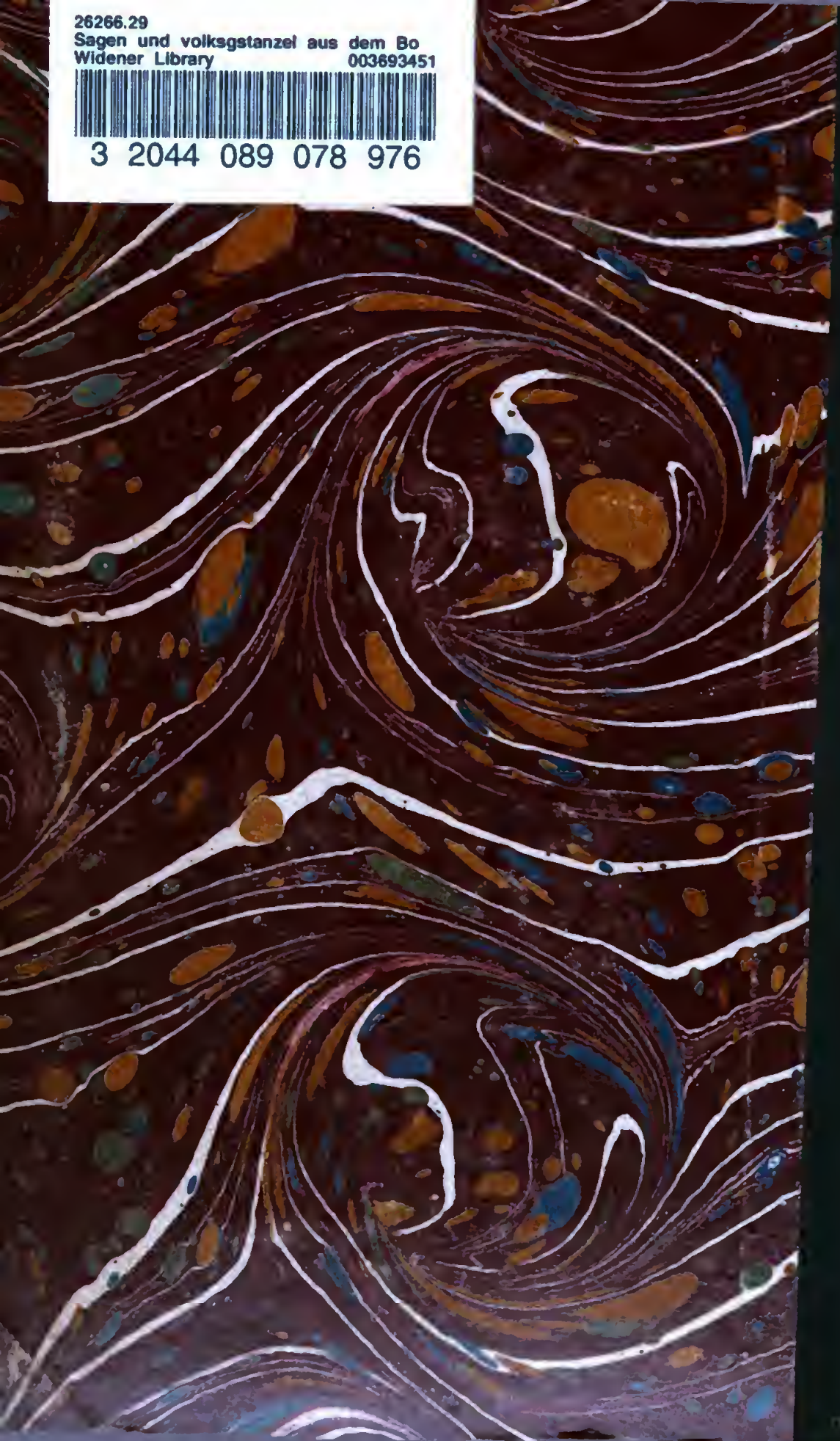


26266.29
Sagen und volksgstanzel aus dem Bo
Widener Library 003693451
3 2044 089 078 976

Digitized by Google



26266.29
Sagen und volksgstanzel aus dem Bo
Widener Library
003693451
3 2044 089 078 976



Digitized by Google